Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

SIEBENTES HEFT ◆ ◆ 6. JAHRGANG ◆ ◆ JULI 1919

INHALT:

Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.
Carl Sternheim: Der Rheinländer.
Daniel Henry: Vom Sehen und vom Bilden.
Otokar Březina: Sommersonnenwende.
Lesebuch:
Rudolf Leonhard, Endkampf der Waffengegner.
Memento:
Leo H. Wolf, Tod.
Das weiße Brett:
Henry Barbusse, Aufruf.

EINZELPREIS 2 MARK
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK
ODER 5 FRANKEN

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschien:

KARL KAUTSKY

Die Sozialisierung der Landwirtschaft

Mit einem Anhang:

Der Bauer als Erzieher

von A. Hofer

Preis 6 Mark

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

Soeben erschien:

GUSTAV LANDAUER

GEDÄCHTNISREDE
in der Volksbühne zu Berlin
gehalten am 25. Mai 1919 von

JULIUS BAB

Preis 1,80 M.

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

Douglas Goldring:

DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

VIERTER AUFZUG.

(Fräulein Lamberts Salon. Zwei hohe französische Fenster führen auf eine Veranda, die Ausblick auf den Fluß bietet. Rechts eine Tür. Das Zimmer ist sehr schön möbliert, besonders fallen die zahllosen Blumen in Vasen und Töpfen auf. Fräulein Lambert ist eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin; Blumen sind die einzige Verschwendung, die sie sich gestattet. Margaret sitzt in einem Lehnstuhl, blättert in einer Modenzeitung. Fräulein Lambert liest durchs Lorgnon in einem Blaubuch.)

Margaret: Ob er wohl bald kommen wird? Er kann jeden Augenblick hier sein. O, Tante, ich bin so nervös. Wüßte ich doch, wie er alles auffassen wird.

Fräulein Lambert: Ich wollte, Du wüßtest es.

Margaret: Er wird vor Wut außer sich sein,

Fräulein Lambert (Mit hartem Lachen): Jedenfalls wirst Du es sein, wenn er es nicht ist.

Margaret: Ich weiß nicht, wie ich diese Tage durchleben konnte. Ich fühle mich um zwanzig Jahre gealtert... krank, müde; glaube, es ist mir keine Hoffnung mehr geblieben. Was mich früher schön deuchte, läßt mich jetzt zurückschaudern. Was ich als das Herrlichste im Leben ersehnt, erfüllt mich jetzt mit Entsetzen und Abscheu. Mir ist, als würde ich nie mehr rein sein.

Fräulein Lambert: So ist den meisten verheirateten Frauen zu Mute, bloß, daß sie nicht ihre Gefühle anderen Leuten aufdrängen. Um Gotteswillen Kind, nimm Dich zusammen. Die meisten Tragödien unseres Lebens haben wir selbst gezimmert. Versuche doch, dies krankhafte Gefühl der Beschämung zu überwinden — es ist gar nichts Tugendhaftes dabei . . . Scham ist bloß eine Zusammensetzung aus Eitelkeit und moralischer Feigheit. Jedes Unglück ist ein Prüfstein für den Charakter. Laß Deinen hübschen Kopf nicht so hängen. Blick der Welt ins Gesicht.

Margaret (sich erhebend): O, ich laß ihn nicht hängen . . . Bloß . . wenn ich an Oliver denke, verläßt mich mein Mut. Wie soll ich ihm ins Gesicht schauen! Mir wurde etwas geraubt, was ihm allein gehörte.

Fräulein Lambert: Margaret, Du machst mich rasend, sprichst wie eine Sklavin. Solange Dich derartige Gefühle beherrschen, wirst Du Dich in alle törichten Fallstricke verfangen, die die Welt seit zehntausend Jahren für uns Frauen gestellt hat. Wohin ist Deine Liebe zur Freiheit entschwunden? Rüttle Dich auf! Die Freiheit ist ein herrliches Ideal; es ist bloß schade, daß jene, die über sie am extatischsten reden, meist am wenigsten von ihr verstehen. Es ist besser, frei zu sein, als geliebt . . . weit besser, frei zu sein, als von anderer Leute Achtung eingezäunt. Nur wer frei, wer Herr seiner eigenen Seele ist, der Angriffe anderer nicht achtet — nur der vermag zu verstehen, was Liebe bedeutet. Ist Dir dies einmal klar geworden, so wirst Du sehen, daß die halbe Menschheit selbstgeschmiedete Ketten trägt — ihre Fesseln hegt und idealisiert! Nationen und Individuen, wir alle bleiben lieber blind, als daß wir unsere Augen benützen, sind lieber Sklaven als frei, gehorchen lieber jedem, der sagt: „tu dies" und „tu das", als uns die Mühe zu nehmen, den Geboten unseres eigenen Daimons zu lauschen und zu folgen. Wieviel Glücksmöglichkeiten dieser Welt werfen wir fort! Und aus dieser verspäteten Erkenntnis wird die Pein der Hölle bestehen.

Margaret: Ich wußte nie, daß Du religiös bist, Tante.

Fräulein Lambert: Dann hast Du mich, Liebste, für eine Törin gehalten. Bloß Toren sind unreligiös. Schade, daß bei der kirchlichen Karriere die Dummheit so viel nützt, doch muß dies in unserem materialistischen Zeitalter wohl so sein.

Margaret (steif): Es deucht mich entschieden unreligiös, das Vorgefallene so leicht zu nehmen.

Fräulein Lambert: Wahre Religion würde Dir helfen, es leicht zu nehmen. . . Sind bei Dir Geist und Seele rein geblieben, so ist alles übrige unwichtig. Du enttäuschst mich, Margaret;

hast sehr wenig von Oliver gelernt. Seine Worte wiederholst Du oft genug, doch bezweifle ich, daß Du ihren Sinn verstehst. Bisweilen deuchst Du mich ebenso sehr eine Sklavin der konventionellen Ideen, wie die Leute, die Du verspottest. Du sprichst immer von der sozialen Revolution; was wird sie — oder jede andere Revolution — Dir nützen, wenn Du Dich nicht zuerst selbst zu befreien vermagst. Die eine Hälfte der zivilisierten Welt hat sich der erniedrigendsten Knechtschaft gefügt, um die andere ebenso unterjochte Hälfte im heiligen Namen der Freiheit hinzumetzeln. Fast jeder Mann und jede Frau wähnen heutzutage, am Kampf um die Freiheit teilzunehmen. Und wer von Ihnen tut es wirklich? Öffne Deine inneren Augen, Margaret. Alles andere ist unwesentlich. Ich bin eine alte Frau und kenne dennoch keine Müdigkeit. Harre der Morgenröte und bete darum, sie noch schauen zu dürfen.

Margaret: Du weißt, daß auch ich sie ersehne, Tante Eleanor.

Fräulein Lambert: Ich weiß; Du glaubst, sie zu ersehnen. Doch fürchte ich fast, wenn sie endlich aufdämmert — nach der schwarzen Nacht des Grauens — so werden ihre Strahlen Dich blenden und versengen, und Du wirst mit Angst und Zittern zurückweichen. Ich habe mich oft gefragt, ob Du und Oliver Eure gegenseitigen Charaktere wirklich versteht. Für ihn wird die Mörgenröte keine Schrecken haben.

Margaret: Wie kannst Du so reden, Tante Eleanor. Ich liebe Oliver aus ganzem Herzen; das wenigstens verstehe ich. Ich finde, Du bist wirklich unfreundlich.

Fräulein Lambert: Ich bin nun einmal eine alte Hexe, mir ist zu Mut, als könnte ich jeden Augenblick meinen Besenstiel besteigen. Sehe ich nicht aus wie eine Hexe? (Fräulein Lambert läßt das Lorgnon sinken und starrt Margaret grimmig an.)

Margaret: Ein wenig schon, Tante Eleanor, wenn ich es sagen darf. Was aber werden die Veränderungen sein, die wir beide ersehnen, die Oliver willkommen heißen wird, und ich nicht?

Fräulein Lambert: Du hast Deine Erziehung noch nicht überwunden, Margaret; bisweilen deucht mich, Du wirst sie nie überwinden. Die Watte, in die unsere Klasse ihre jungen Mädchen einwickelt, läßt sich schwer ablösen . . . sie haftet an, behindert, verhüllt.

Margaret (erhebt sich und setzt sich auf den Fußboden, zu Füßen ihrer Tante.) Tante, kläre mich auf, sprich zu mir, ich will alles wissen.

Fräulein Lambert: Ich warne dich; ich bin eine alte Hexe.

Margaret: Eine liebe, gute, alte Hexe.

Fräulein Lambert: Eine boshafte, alte Hexe, mit Krallen. Manchmal reizt es mich, sie in Dein Fleisch zu schlagen, Margaret. Unglück und Kummer rufen in mir böse Gefühle wach. Wenn ich Dich über das Erlebte weinen sehe, könnte ich Dir ins Gesicht lachen — ein hartes, böses Lachen, das dich erschauern ließe. Bricht die Morgenröte an, so wirst Du erbeben, wie Du jetzt erbebst. Lasse Dich bei Zeiten warnen. Oliver wird nicht erbeben. Er und ich, die alte Frau und der junge Mann, wir sind Bruder und Schwester, gleichgesinnt Liebende. Uns gehört die Zukunft.

Margaret: Tante Eleanor! Was willst Du damit sagen . . . Wovon sprichst Du? . . . Was ist denn die „Morgenröte"? Ich beginne sie schon jetzt zu hassen . . .

Fräulein Lambert: Vielleicht tust Du Recht daran; hoffentlich nicht. Ich lebe für die Morgenröte, meine ganze Seele verlangt nach ihr. Es ist jetzt so dunkel, die Nacht der Leiden und Ängste ist so schwarz, daß man weiß: die Morgenröte naht. Man weiß, daß bald, o, ganz bald, die Morgenröte in ihrer roten Herrlichkeit über der verwüsteten, trostlosen Welt aufgehen wird. Wie werden ihre Strahlen alle, die sich halb unbewußt an die Vergangenheit klammern, brennen und betäuben! Für die Masse der englischen Nation wird die Morgenröte noch weit schrecklicher sein, als die gegenwärtige Nacht. Was alles wird sie hinabwürgen müssen! Sie wird sehen, wie alle Dinge, die der Krieg zerstört hat, ihren Blicken entrissen werden. Ihre Lieblingslügen, ihre teueren Heucheleien werden ihr geraubt werden. Ah, das Evangelium der Morgenröte wird für viele ein bitteres Evangelium sein! . . . Und ich fürchte, es wird auch Dir bitter sein, mein armes, graues Täubchen. Wenn endlich der Tag anbricht, werde ich freudig sterben; Sehnsucht nach ihm erfüllt mich. Der Gedanke an ihn gibt mir Kraft zum Kampf, Kraft zum Leben. Bisweilen ist es mir, als hört ich in der Ferne leise, herrliche Musik . . . Den Gesang seltsamer, bitterer, wunderbarer Stimmen — Boten der Zerstörung und der Wiedergeburt! (Sie starrt eine Weile schweigend vor sich hin, dann blickt sie auf Margaret und lacht.)

Margaret: Liebe Tante Eleanor, Du spricht wie eine Lehrerin.

Fräulein Lambert (scharf): Oder eine Wahnsinnige? Vergiß nicht, daß der Wahnsinn von heute die Vernunft von morgen ist.

Margaret (jugendlich gewichtig): Es ist ja schön, vom Nahen der Morgenröte und von dergleichen zu sprechen. Doch scheint es mir, um etwas zu erreichen, müßten wir aufbauen . . . ein bestimmtes Programm aufstellen . . .

Fräulein Lambert: Ja, Liebste, es war nicht schön von mir, auf Dich eine solche Rede loszulassen, während Du natürlich die ganze Zeit Deinen eigenen Jammer hegen und pflegen willst. Du meinst bestimmt die „Boten der Morgenröte" müßten sich ordentlich organisieren . . . einen Präsidenten, eine Anzahl Vizepräsidenten wählen, Patronatsherrn und ein kleines Aktions-Komitee? Hat das Erdbeben ein Programm? Ist der Vulkan vernünftig? Glaubst Du, Gottes Allmacht sei auf einer festen, liberalen Basis organisiert? Mein armes Kind, welche Qualen harren Deiner?

Margaret: Ich muß schon sagen, du bist nicht sehr trostreich.

Fräulein Lambert: Nein, aber aufreizend. Du bist schon ein ganz anderes Mädchen, wie du vor einer Viertelstunde warst. Trost vermindert die Lebenskraft, nichts ist gesünder als Ärger. Wenn ich ein Kind hätte, ich würde es jedesmal schlagen, wenn es sich selbst bedauert.

Margaret: Nun, Du hast mir heute Nachmittag einige recht böse Hiebe versetzt, und Oliver wird wohl deinem Beispiel folgen, um so mehr, da du ja sagtest, ich verstünde ihn nicht. Wahrscheinlich hast Du recht; ich muß zugeben, er erschreckt mich bisweilen. Wenn aber auch er mich verläßt, werde ich sterben. Ich kann es, kann es nicht ertragen! Es ist zu viel. Ich kann mich nur noch an ihn und an Dich klammern.

Fräulein Lambert: Dann gib das „Anklammern" auf. Frauen, die sich anklammern, sind unausstehlich . . . und ganz veraltet . . . Auch ich war einmal jung, Margaret, jetzt bin ich alt. Ich habe mehr Leid und Enttäuschung erlitten als Du, und ich sage Dir eines: das einzige, worauf es ankommt, ist: sich selbst treu bleiben. Hast Du in Dir selbst nichts, was Dich aufrecht erhält, so wirst Du früher oder später zusammenbrechen.

Margaret: Du hast leicht reden . . . Doch bist Du nicht einmal aufreizend, Tante Eleanor, machst mich bloß unglücklicher als ich schon ohnehin bin.

Fräulein Lambert: Unsinn, Kind. Sei nicht so dumm. Was hast Du Oliver eigentlich mitgeteilt?

Margaret: Alles . . . Genau, wie es vorgefallen ist. Ich habe ihm das Allerschrecklichste gestanden . . . was nicht einmal Du weißt. Das Betäubungsmittel hat bloß einige Minuten gewirkt. Ich erwachte . . . zu spät. O, es war entsetzlich! Doch mußte ich es Oliver schreiben, war es ihm schuldig. Er hat mich gelehrt, mir selbst und ihm gegenüber ehrlich zu sein.

Fräulein Lambert: Das ist schon etwas. (Es läutet.) Das klingt nach einem Besuch. Ich will euch lieber allein lassen.

Stubenmädchen: Herr Philipp Henderson.
Fräulein Lambert: Mein Gott, Philipp! Welche Enttäuschung! Wir erwarteten jemand wirklich Interessanten!
Philipp Henderson: Darf ich mit Margaret sprechen, Fräulein Lambert?
Fräulein Lambert: Lächerliches Geschöpf —
Margaret: Natürlich, Philipp, wenn Sie mir versprechen zu gehen, sobald ich Sie fortschicke.
Philipp Henderson: Sie glauben doch nicht, daß ich mich Ihnen aufdrängen werde?
Fräulein Lambert: Hört ihn an! Brechen sie bloß nicht über den Salonteppich in Tränen aus, Philipp. Klingle nach Whisky und Sodawasser, Margaret, falls er zusammenbricht. (ab.)
Philipp (sinkt auf einen Stuhl): Gott sei Dank, er ist fort . . . Er fuhr vorgestern Abend fort!
Margaret (erleichtert.): Oh!
Philipp: Es ist wie ein böser Traum, Margaret . . . In meinem ganzen Leben ist mir nichts derart Entsetzliches widerfahren. Die letzten zwei Urlaubstage war er andauernd betrunken.
Margaret: Br! Wie ekelhaft!
Philipp: Sie empfinden doch Teilnahme für mich? Meine Nerven!
Margaret: Ja, Philipp. Doch dachte ich jetzt eben zufällig an mich. Noch vor drei Tagen wollten Sie, daß ich alles verzeihe und ihn heirate.
Philipp: Bitte erinnern Sie mich nicht daran, Margaret. Ich versuchte, Ihnen beiden gerecht zu werden; habe es seitdem sehr bedauert . . . Ich glaube, er war halb verrückt, das ist meine Ansicht. Halb verrückt — ich hätte es nie für möglich gehalten. Daß so etwas geschehen kann und noch dazu in meiner Wohnung! Ich bin ganz gebrochen.
Margaret (heiter, um Philipp zu trösten): In den Ministerien werden die Leute wohl nie verrückt? Bloß, wenn sie sehr hohe Stellen bekleiden und zu altern beginnen, läßt ihre Gehirntätigkeit nach. Kommt das von der schweren Arbeit?
Philipp: Lachen Sie mich nicht aus, Margaret. Ich empfinde zu tief. Ich kann mich nicht erinnern, jemals so erschüttert gewesen zu sein.
Margaret: Wie können Sie behaupten, daß ich Sie auslache . . . Sie, der für uns so eifrig den Krieg lenkt! Das wäre doch schändlich unpatriotisch. Diesen Sport überlasse ich den Hunnen, Philipp. Wirklich!
Philipp: Weshalb den Hunnen?
Margaret: Weil Ihr für sie ein viel gelungenerer Witz seid.

Philipp: Höhnen Sie nur, Margaret; ich weiß aus privater Quelle, von meinem Chef, daß ich zum Ritter des britischen Reiches ernannt werde.

Margaret: Mein Gott!

Philipp: Das war es auch, was ich Ihnen sagen wollte . . . aber Sie helfen mir gar nicht weiter . . . die Sache liegt so. Jetzt, da Michael fort ist, sich alle Chancen verdorben hat, Sie ihn nicht heiraten wollen . . . nun, es ist ja keine Schande, ein Ritter zu sein, Margaret. Schauen Sie mich doch nicht so an. O Gott, das ist ja furchtbar.

Margaret: Mein lieber Junge, ich gratuliere Ihnen von Herzen. Sie passen herrlich zu der Rolle. Ich kann mir für Sie nichts Geeigneteres denken. Wo werden Sie den Orden tragen? Im Knopfloch oder um den Hals?

Philipp: Ich habe mir gedacht, daß Sie, da Sie gegen das Militär ein völlig gerechtfertigtes Vorurteil haben, es vielleicht mit dem Staatsdienst versuchen könnten. Wollen Sie, Margaret? Ich weiß, daß Sie den Namen Henderson hassen müssen . . . doch ist er ein ganz üblicher Name . . . es gibt unzählige Hendersons. Es könnte Ihnen leicht passieren, den einen oder den anderen Henderson zu heiraten. Darum dachte ich . . . da wir beide uns immer gut vertragen haben . . .

Margaret: O, Sie lieber, alter Narr! Sie wollen mich heiraten! (Sie ist äußerst gerührt, ihre Augen füllen sich mit Tränen, ihre Stimme zittert.) Sie waren immer ein wunderlicher alter Kauz!

Philipp: Das klingt nicht gerade tröstlich. Ich hätte wohl gleich damit anfangen müssen . . . tue es auch meistens . . . doch lag mir diesmal so viel daran, daß ich die Nerven verlor. Sehen Sie . . . Margaret . . . ich liebe Sie wahnsinnig . . . wahnsinnig. Ich kann nichts dafür. Es ist eine jahrelange Gewohnheit. Und schließlich habe ich Sie zuerst gekannt.

Margaret: Ja, ich bin Ihnen sehr dankbar; Sie könnten gar nicht gütiger sein.

Philipp: Gütig! Du lieber Himmel . . . ich bin bloß furchtbar egoistisch. Sie wissen, daß ich egoistisch bin, Margaret, ich kann es nicht leugnen.

Margaret: Ich fürchte, es hat keinen Sinn, Philipp. Von allem anderen abgesehen . . . es gibt einen anderen — und er kann jeden Augenblick hier sein. Ich erwarte ihn schon seit zehn Minuten.

Philipp: Meine Taktlosigkeit Ihnen gegenüber gehört bereits ins Gebiet der Kunst. Ich hoffe, Sie werden sehr glücklich sein, Liebste. Seien Sie einmal ernst und erkennen Sie, daß mein Wunsch aus tiefstem Herzen kommt.

Margaret: Ich weiß es, Philipp; ich danke Ihnen sehr.

Stubenmädchen: Herr Beeching.

(Oliver Beeching tritt rasch ein; er sieht wohl und heiter aus; begrüßt Margaret und schüttelt Philipp herzlich die Hand)

Oliver: Nun, Margaret! (Zu Philipp.) Wie gehts, Herr Henderson?

Philipp: Ich muß gehen, Margaret; bin viel zu lange geblieben.

Margaret: Adieu, lieber Philipp. (Sie hat sich seit Olivers Eintritt verändert, ist sehr blaß und nervös, eine tragische Gestalt. Da sich die Tür hinter Philipp schließt, wendet sie sich Oliver zu und starrt ihn mit verzweifelten Augen an.) Oliver . . .

Oliver (zieht sie an beiden Händen zu sich und küßt sie): Margaret, Liebste, ich kam, sobald ich nur konnte; da bin ich.

Margaret: Hast Du meinen Brief erhalten, Oliver?

Oliver: Ja, Du armes, kleines Ding. Schrecklich, ein solches Pech. Du darfst Dich aber nicht krank grämen. Versuche, es völlig zu vergessen!

Margaret: Ich werde es niemals vergessen. Dieser abscheuliche Mensch hat mein ganzes Leben verdorben. Das Blut kocht mir in den Adern, wenn ich daran denke. Und diesen Mann zu heiraten, wollten meine Verwandten mich zwingen, außer Tante Eleanor, obschon sie alles wußten . . .

Oliver: Ich glaube, die sentimentale Idiotie der englischen Mittelklasse ist eines der größten Probleme, das der Menschheit noch zu schaffen machen wird. Und man kann es nicht recht anpacken; es ist tausendköpfig. Als vernünftiges Mädchen hast Du Dich natürlich geweigert . . . Und hast ihnen hoffentlich ordentlich Deine Meinung gesagt? Ich jedenfalls hätte es an Deiner Stelle getan.

Margaret: Ich — ich glaube, ich habe ihm ins Gesicht geschlagen . . . Der Feigling. O, es ist schrecklich, jemand so zu hassen, wie ich diesen Menschen hasse.

Oliver (erstaunt): Wen? Den armen Teufel? Den Hauptmann Henderson? Welchen Sinn hat es, ihn zu hassen. Er ist wirklich zu bemitleiden.

Margaret: Wie kannst Du so etwas sagen, Oliver? Er ist schwarz und feig, bis in den Grund seiner Seele. Ihn bemitleiden! Das sagten sie alle; deshalb sollte ich ihn heiraten. Frau Slaughter predigte ununterbrochen die Pflicht christlicher Barmherzigkeit! Du hast ja keine Ahnung, was ich durchgemacht habe, sonst könntest Du nicht so sprechen.

Oliver: Liebes Kind, ich begreife alles. Trotzdem stimme ich mit Frau Slaughter für Barmherzigkeit.

Margaret: Oliver . . . willst Du Dich gegen mich wenden? Das ertrage ich nicht! Das ist zu viel!

Oliver: Sei nicht kindisch, nimm Dich doch etwas zusammen. Der Gedanke, daß Du diesen Wahnsinnigen heiraten sollst, ist natürlich ungeheuerlich. Nichstdestoweniger müßtest Du Nachsicht mit ihm haben.

Margaret (tief gekränkt): Du sprichst genau wie die andern. Das haben sie auch alle gesagt.

Oliver: Ich gebe ja zu, daß es ärgerlich ist, wenn langweilige Leute vernünftig reden, dennoch bleibt es vernünftig. Das Ärgste an diesem elenden Krieg ist, daß er bei allen den Sinn für Proportion gestört hat. Wir sind alle Extremisten. Bis zu einem gewissen Grad haben die Leute, die alles verzeihen, was „unsere tapferen Jungen" tun, ganz recht.

Margaret: Wie Frau Slaughter?

Oliver: Gewiß. Diese armen Teufel von Soldaten, ob sie nun Feinde oder Bundesgenossen sind, leiden so entsetzlich, daß sie wirklich nicht mehr verantwortlich sind. Die menschliche Natur kann das, was ihr zugemutet wird, nicht ertragen. Es muß eine Reaktion eintreten; die Spannung ist zu stark. Unter normalen Bedingungen wäre dieser Henderson sicherlich ein ganz anständiger Bursche, unfähig der grotesken Schurkerei, deren Opfer Du geworden bist. Das mußt Du doch einsehen? Ich könnte wetten, daß er vollkommen verrückt war. Das einzige, was man mit den armen lieben Teufeln tun kann, ist, sie in Nervenheilstätten zu schicken und zu versuchen, sie wieder normal zu machen.

Margaret (schwach vor Zorn und Enttäuschung): Du kannst Michael Henderson einen „armen, lieben Teufel" nennen! Ich finde, er gehört ins Gefängnis.

Oliver: Unsinn. Die Strafe für die Verbrechen der Soldaten, sogar für die von ihnen begangenen „Greuel", sollte nicht die unseligen Gefolterten treffen, die sie begehen, sondern die Diplomaten, die den Krieg verschuldet und jene, die die Qualen der Welt verlängern, indem sie den Frieden zurückweisen. Das sind die wahren Verbrecher. Wenn ein Soldat ein Verbrechen begeht, müßte man ein paar Journalisten aufhängen, hauptsächlich einige Kriegsberichterstatter. Die Leute, die so freudig ihre Söhne auf den Altar des Vaterlandes legen, während sie ihr Einkommen verdoppeln und verdreifachen; die Schriftsteller, die ihre Füllfeder in Blut tauchen, — weil das etwas einträgt — das sind die Schurken, Margaret; für die hebe Deinen Haß auf. Jeder, der an diesem Krieg einen Penny verdient hat, muß

bestraft werden; jeder Journalist, der den Haß geschürt hat, muß gepeitscht und eingesperrt werden: den armen Teufeln, die Vernunft und menschliches Anstandsgefühl verloren haben, gebührt keine Strafe.

Margaret: Du bist ein merkwürdiger Mensch . . . Auf welcher Seite stehst Du denn? Bei den Junkern oder bei den Demokraten?

Oliver: Auf Seiten der Menschlichkeit, Margaret, einer augenblicklich recht unpopulären Seite. Auf Seiten derer, die leiden. Meine Feinde sind jene, die die Leiden verursachen, und sich dabei bereichern. Es ist ja alles so einfach, so herzzerreißend.

Margaret: Weshalb?

Oliver: Weil es uns lehrt, unsere Feinde ebenso zu lieben wie unsere Freunde. Wie oft sind meine Sympathien bei den auf Urlaub weilenden Soldaten, die mich mit Steinen und faulen Eiern bewerfen; weil ihnen ein nach Popularität haschender Journalist erklärt hat, ich sei ein „Verräter". Wie oft hasse ich meine Genossen in der Labour Party, die es zufrieden sind, ihre Söhne und Brüder weiter leiden zu lassen, wenn sie nur höhere Löhne erhalten. Glaubst Du, das Memorandum der Labour Party über die „Kriegsziele" steigert meine Achtung für sie? Ich möchte ihnen in die dummen Schafsgesichter spucken! Sie sind noch ärger als die anderen, weil sie bis zu einem gewissen Grad Verständnis haben. Sie sündigen wider das Licht, fassen Resolutionen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Zur Tat treibt sie bloß die Hoffnung auf eine Lohnerhöhung.

Margaret: Ich finde Dich höchst inkonsequent.

Oliver: Das kann schon sein. Heutzutage muß man entweder unkonsequent oder unehrlich sein. Wir tasten ja doch alle im Dunkeln, nicht?

Margaret: Schon wieder! Wie ich diese „schwarze Nacht" und das „Nahen der Morgenröte" satt habe. Tante Eleanor hat den ganzen Nachmittag davon gefaselt. Sie behauptet, Du und sie, ihr werdet „die Morgenröte" willkommen heißen, ich jedoch werde sie, dank meiner bourgeoisen Erziehung, verabscheuen. Kann ich für meine Erziehung? Du erklärst, Du stündest auf Seiten der Menschlichkeit. Das ist nicht wahr. Du denkst einzig und allein an Deine jämmerlichen Theorien. Menschen, die zufällig nicht in sie hineinpassen, können zum Teufel gehen; das ist Dir völlig einerlei. Du bist ein ungeheurer Egoist. Du hast mich im Stich gelassen, Oliver — gerade, da ich Deiner am meisten bedurfte. O, ich wollte, ich wäre tot!

Oliver (blickt Margaret verblüfft an): So etwas! Das ist ja eine Offenbarung! Seit wann haben sich diese Ideen in Deinem seltsamen kleinen Kopf aufgespeichert?

Margaret: So ist's recht! Behandle mich von oben herab, wie Tante Eleanor. Ich habe keinen Verstand. Bin eine Närrin, die wie ein Kind behandelt werden muß. Bin bloß eine „Engländerin der Mittelklasse", während ihr, Tante Eleanor und Du, zur „Zukunft" gehört. Die Zukunft! Was ist denn das eigentlich für eine Zukunft, mit der ihr immer prahlt, die ihr ewig ersehnt?

Oliver: Nicht eine Zeit, in der die englische Mittelklasse die Erde besitzen wird, fürchte ich. Weshalb so hitzig, Margaret? Ich glaubte, wir seien gute Freunde, doch bist Du mir völlig unverständlich.

Margaret: Natürlich kannst Du mich nicht verstehen; wir sprechen jeder eine andere Sprache; jetzt weiß ich es. Ich war eine verblendete Törin, an Dich zu glauben, anstatt an mich selbst. Nun weiß ich es besser. Ich werde allein um die Freiheit kämpfen — die Freiheit, ich selbst sein zu dürfen.

Oliver (spitz): Wenn Du so empfindest, Liebste, kannst Du Dich beglückwünschen, Dich zur rechten Zeit auf Dich besonnen zu haben.

Margaret: Das tue ich auch.

Oliver (mit unterdrückter Bewegtheit): Ich bin nicht sentimental, Margaret; doch ist dies ein harter Schlag. Du hast mich also nicht mehr lieb? Bloß weil ich ein Unglück für kein Verbrechen halten will?

Margaret: Liebhaben! Was verstehst Du von Liebe? Du willst ja bloß ein weibliches Echo Deiner Ansichten. Mag sein, daß ich, wie Tante Eleanor sagt, in Watte eingewickelt aufgewachsen bin, dennoch bin ich keine Sklavin. Und Tante Eleanor hat mir eben erklärt, es sei besser, frei zu sein, als geliebt. Nun, ich werde frei sein.

Oliver (zuckt die Achseln, herausfordernd): Wirklich?! Jedenfalls wünsche ich Ihnen alles Gute.

(Es läutet, man hört draußen Stimmen. Beide verstummen und blicken nach der Tür. Diese wird geöffnet, Frau Slaughter, von Frau Lambert und Philipp gefolgt, treten ein.)

Frau Slaughter: Mein liebes Kind!

Frau Lambert: Wo ist Tante Eleanor?

Philipp: Ich wußte es ja schon immer. (Fräulein Lambert kommt.)

Fräulein Lambert (kalt zu Frau Slaughter): Guten Tag. (Zu Frau Lambert): Nun, Mary? (Zu Philipp): Schon wieder da? Was haben Sie „schon immer" gewußt?

Frau Lambert: Eleanor, wir sind gekommen, um Margaret etwas mitzuteilen. Philipp hat eben ein Telegramm erhalten. Michael ist wahnsinnig geworden. Er wird in ein Irrenhaus gebracht. Es ist zu schrecklich. . . Ich weiß nicht, was wir tun sollen! . . . Wäre doch der Dechant hier, er könnte uns raten!

Fräulein Lambert: Hm. Ich glaubte, er hat zu einer sofortigen Eheschließung geraten!

Frau Slaughter (hochmütig): Sie werden wenigstens zugeben müssen, Eleanor, daß Samuel und ich recht hatten, während alle anderen irrten. Wir wußten, daß Michael bei normaler Geistesverfassung niemals so gehandelt hätte, haben an den armen Jungen geglaubt, als er im schwärzesten Licht erschien. Ich werde mich stets mit Genugtuung daran erinnern, daß wir zu ihm gehalten haben. Durch dick und dünn!

Fräulein Lambert: Auf Margarets Kosten, natürlich. Sie vergessen jedoch, ich habe gleich gesagt, Michael sei höchst wahrscheinlich verrückt.

Frau Slaughter (triumphierend): Michael ist von jeder Schuld freigesprochen.

Margaret (schwach): Zeigen Sie mir das Telegramm, Philipp. (Philipp tritt zu Margaret, Fräulein Lambert blickt von ihr auf Oliver und begreift die Situation.)

Fräulein Lambert: Nun, Oliver, was sagen Sie dazu?

Oliver: Ich muß zugeben, daß ich, was Hauptmann Henderson anbelangt, völlig mit Frau Slaughter übereinstimmte. Ich erriet, daß er an einem Nervenchok litt und für seine Handlungen nicht verantwortlich war. Der Gedanke an eine Heirat war natürlich lächerlich.

Frau Slaughter: Das ganze war Ihre Schuld, Herr Beeching. Wären Sie nicht gewesen, der arme Junge hätte nie den Verstand verloren. Sie können Ihre Sympathie für sich behalten! Ich brauche Ihre wertvolle Unterstützung nicht.

Oliver (milde): Wissen Sie, ich muß fast glauben, daß an allem der verdammte Krieg mehr schuld ist als ich. Aber ich bin ein Narr. Billige nicht den Krieg als Sport für junge Leute — habe es auch nie getan. (Alle außer Fräulein Lambert werfen Oliver tadelnde Blicke zu. Philipp und Margaret ziehen sich von ihm weiter zurück.)

Margaret: Nehmen Sie mich fort, Philipp. Ich kann nichts mehr ertragen. Sie wenigstens haben sich mir gegenüber immer anständig benommen. Auf Sie kann ich mich verlassen.

Philipp: Ich hoffe, Sie werden dies immer tun, liebste Margaret. Sie müssen totmüde sein. Gehen wir Tee trinken. Sie entschuldigen, Fräulein Lambert?

Fräulein Lambert (lachend): Aber natürlich.

(Beide ab, peinliche Steifheit überfällt die Zurückgebliebenen.)

Frau Lambert (sich entschuldigend): Ich glaubte, das arme liebe Kind sofort verständigen zu müssen, Eleanor.

Frau Slaughter: Wir schuldeten es Michaels Andenken . . . Nun, da die beiden fort sind, wollen auch wir gehen, nicht wahr, Mary? Philipp wird für das arme Kind ein großer Trost sein. Er ist ja auch ihr ältester Freund . . .

Frau Lambert: Ja, gehen wir, es ist ja alles so furchtbar traurig. (Sie ergreift Olivers Hand und blickt ihn gütig an.) Leben Sie wohl, Oliver; wenn nur nicht alles so furchtbar traurig wäre . . . und so schwer zu verstehen. Doch ist gewiß alles zum Besten . . . irgendwie . . . (Zu Fräulein Lambert). Adieu, liebe Eleanor. (Fräulein Lambert und Frau Slaughter verabschieden sich kalt voneinander. Da sich hinter Frau Lambert und Frau Slaughter die Tür schließt, sinkt Fräulein Lambert auf einen Sessel und blickt fragend zu Oliver auf.)

Fräulein Lambert: Das dumme Kind hat also mit Ihnen gebrochen, weil Sie sich weigern, seinem Egoismus zu schmeicheln, indem Sie es als eine „Gefallene" betrachten! Nun, nun, Sie wird mit Philipp Henderson bestimmt viel glücklicher sein, als sie je mit Ihnen gewesen wäre. Ich kann nicht behaupten, daß Sie mir sehr leid tun.

Oliver: Trotzdem könnten Sie etwas weniger unmenschlich sein.

Fräulein Lambert: Nicht unmenschlich — unmoralisch. Das gerade Gegenteil.

Oliver: Wieso unmoralisch?

Fräulein Lambert: Weil ich die sexuelle Anziehungskraft vom Standpunkt der Vernunft aus betrachte, anstatt vom moralischen und sentimentalen aus. Junge Leute Ihres Alters wollen immer ihre Maitressen heiraten!

Oliver: Guter Gott, sie war doch nicht meine Maitresse!

Fräulein Lambert: Nein, aber sie wäre es geworden, wenn Sie sie geheiratet hätten.

Oliver: Sie scheinen überzeugt zu sein, daß Sie mit mir gebrochen hat. Ich bin es keineswegs.

Fräulein Lambert: Sie werden schon sehen. Es hat keinen Sinn, Oliver, ich kenne Margaret viel zu gut. Sie wird, wenigstens für den Augenblick, in das Leben zurückfallen, aus dem wir sie gerissen haben, das Leben, in dem sie aufwuchs und

erzogen wurde. Sie hätte sich befreien können, wenn sie die Kraft und die Tapferkeit besessen hätte, sich an Sie zu klammern. Doch verlor sie den Mut. So bleiben wir beide allein, Oliver, Sie und ich, die alte Frau und der junge Mann. Ah! Wir werden den Anbruch der Morgenröte sehen! Bevor wir sterben, werden wir die Revolution schauen! Alles andere ist einerlei!

Oliver: Sie beste aller Kameraden!

(Vorhang.)

GOLDRING ist am 7. Januar 1887 geboren. Er besuchte eine „public school", verbrachte ein Jahr an der Oxforder Universität, beendete seine Studien nicht und ging als Zwanzigjähriger nach London. Er schlug sich durch als Journalist, als „sub-editor" bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, u. a. bei „The English Review". Als erstes Buch veröffentlichte er einen Band Gedichte, dann Reiseschilderungen, Romane, Novellen, die ersten unter dem Pseudonym George Willongby. Diese Frühwerke schätzt Goldring selbst gering. Für sein erstes wichtiges Buch hält er seinen Roman „The Fortune" (dessen deutsche Übersetzung bei Max Rascher in Zürich erscheinen wird). Als Internationalist hat er im Krieg den Militärdienst verweigert. Das Tribunal nahm seine „Gewissensgründe" an. Nach „The Fortune" erschien das Drama „Der Kampf um die Freiheit", dann der politische Roman „Solvent", der im Jahre 1916 spielt und dem Andenken Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs gewidmet ist. Gegenwärtig arbeitet Goldring an einem neuen politischen Roman: „Der Morgenröte entgegen".

Carl Sternheim:

DER RHEINLÄNDER

Eine Erzählung

Wolff Schwarzbergs Herkunft war dunkel. Fest stand, durch Abstammung besaß er preußische Staatsangehörigkeit, wenn auch viel dagegen sprach. Denn unpreußischer als polnisches und jüdisches Gesindel seiner schlesischen Heimat erschien er, und finstere Sammetaugen machten unter Blau- und Braunäugigen ihn fremd. Aber auch der Glieder Mißverhältnis, großer Kopf, flauschige Hände und Füße an zartem Rumpf schieden ihn von jedermann. Schwarzes Haar, nicht borstig oder gelockt, schien von Rosenöl gesalbt.

Da von früh auf Umgebung vor ihm scheute, bildete er Kampfnatur in sich aus. Auf der Schule schon war ihm durch alle Klassen ein Dornstrauch die Welt, und er verwundete sich, wohin er griff. Man glaubte Preußentum, Christentum und kaum sein Menschtum ihm. Auf blonden, rotgebäckten Schülermassen schwamm er, ein dunkler Tropfen. Des eingesessenen Adels Söhne juckten sich an seiner Seite.

Als er mit Finnen, Mitessern, strengem Geruch und wollenem Flaum auf den Lippen Jüngling war, hielt Begeisterung für allen Trotz ihn gepackt. Religiöser und politischer Freigeist gegen Dogmen und Obrigkeit in jeder Form war er, empörte sich gegen alles Ausgemachte, stand auf dem Sprung und hatte Schaum am Mund. Verhaßt war ihm Herkunft, Zukunft alles. Nichts bestand; jetzt erst war Anfang der Welt und frühester Aufruf zu tätigem Geist.

Ohne Eltern lebte er von einem Erbteil bei Verwandten. Er wollte noch ein wenig auf Hochschulen lernen, notwendige Tricks kennen, um zerstören und in die Sterne als Befreier, Sendbote, eine Detonation und ein Verkünder sich sprengen zu können. Er hätte jetzt schon zu tönen vermocht; doch wollte er nichts überstürzen, sondern abströmen erst Vergorenes, um blendend zu glänzen.

Gründlich glaubte er, sich zu kennen. Hörte er in sich hinein, brauste Musik; hoch wogte er in Dickicht. Zu einem Ziel verklärt, war er nicht klar. Doch würde durch Erkenntnis über ein Weilchen er blank sein. Die wollte er auf Schulen suchen. Er meinte, auf ein überall freies Meer mit geblähten Segeln sich schon hinausblasen lassen zu können, als etwas geschah.

Ins Zugabteil, das Sonntags ihn aufs Land ins Grüne bringen sollte, stieg er. Ihm gegenüber saß Vater, Mutter und Tochter einer Familie, die, was im Leben auf der anderen Seite steht, verkörperte. Doch während sonst Fremdartiges ihn feindlich reizte, giftig anblies, war er hier in zitternder Andacht unvermittelt hingeschwächt. Ganz unlogisch zerrissen die Erscheinungen ihn bis ins Eingeweide, und augenblicklich blühte er an Fremdes zärtlich hin. Es schien ihm der Vater erhaben, himmlisch die Mutter; aber mit Sternen im Angesicht das Mädchen eine Engelin.

Über Instinkte, die in ihnen die natürlichen Gegner, Ausbeuter niederen Volkes auf Grund des Herkommens witterten, ließ in nicht geahntem Maß von allen dreien er sich immer von neuem entzücken und wie von Frühlingswettern erschlagen. Es spreizte des Mannes irdische Gewißheit, der Frauen überirdische Zuversicht ihn mit so fröhlicher Kraft, daß er merkte, sein Trieb bis heut sei Ressentiment, des Fuchses Verzicht auf saure Trauben gewesen, und sein plötzlich geöffneter Erdmund verlange wie sie gleiche Speise.

Orakel orgelten des alten Anweisungen, und Antworten von Mutter und Tochter echoten harmonisch. Jetzt schämte er sich von Zank und Gegensatz der Vorstellung, und heliotrop schien Atmosphäre. Rosen stiegen von allen Seiten, und goldene Vögel schwirrten.

Dann aber hatte es einen Ruck, knirschendes Krachen gegeben. Vom Sitz war er geschleudert worden, hatte einen Augenblick das Mädchen bei sich gefühlt und Halt suchend und gebend Arme um ihr Weiches geschlungen; sich mit berauschender Fremdheit aus ihr vollgesogen. Als der Zug stand, und es ein durch des Maschinenführers Geistesgegenwart verhindertes Unglück zu schauen gab, war mit der Reisenden Verschwinden der Strich unter sein bisheriges Leben gemacht, er auf neue Voraussetzungen gestellt.

Nun war andere Sehnsucht in seinem Blut. Was aus Witterung ihn bisher schimpflich und erbärmlich dünkte, schien aus Kenntnis ihm wirklich verehrenswert. Zu sein aber wie jene, in allen Hoffnungen und Gewißheiten mit ihnen übereinzustimmen, ihnen auch äußerlich zu gleichen, war noch sein einziger Wunsch. Nun zügelte er und vergewaltigte in sich Gewalten, die er aufgepeitscht hatte, verabscheute Musik, wie sie chaotisch in seinen Abgründen brauste, floh vor Urwald und Dickicht in sich; erbleichte, Marx und Nietzsche zu kennen, verwünschte ihre finsteren Sprüche, schleuderte seinen Bakunin in die Ecke. Mochte Bier und Branntwein nicht mehr und verbrachte über Schillers und Kleists Lektüre in Konditoreien die Freizeit.

Kam doch Versuchung und schwül scharlachene Glut über ihn, schloß er die Augen und bildete in duftenden Stulpenstiefeln mit Hirschhaken an der Uhrkette den Herrn, mit Granatschmuck auf tüchtigen Brüsten im Jettekleid die Dame und jenes Mädchen sich ein, an dem nichts liederlich fortstand, sondern alles prall anlag und mit Hornknöpfen in das svelteste Jackett geknöpft war.

Wie an verwilderter Hecke schnitt er an sich herum; viereckte Haar an Schläfen, riß bis in den Nacken den Scheitel. Sein fliegender Schlips verknirpste zu zierlichem Schmetterling, und Nägel an Händen und Füßen schrumpften ein. Wie abgeknabbert starrte das gewolkte Bärtchen, und zwischen Armende und Handgelenk deckten Manschetten den Abgrund.

Nicht mehr lief er träumend halb auf Trottoirrändern, halb im Rinnstein, sondern ging, Welt ins Auge fassend, in des Bürgersteigs Mitte, suchte Bekannte hartnäckig mit breitgerändertem Bewußtsein zu grüßen. Entzückt spürte für eine eingebildete, böswillige Welt er die wirkliche heiterer sich gestalten.

Eine kleine Flatternde, mit der er erste Ausflüge in die Liebe gewagt hatte, mit der es jedoch mehr Kugeln über Erde und in Dunkelheiten als in Befreiung gewesen war, verstieß er. Räumte gemalte Nacktheiten über dem Bett fort und badete Mittwochs und Sonnabends.

Über immer ausgewähltere Vertreter der herrschenden Klassen erklomm er des Glückes Leiter. Schwärmte für den bebänderten Studenten und die in frischen Windeln hertürmende Jungfrau. Erbebte vor Regierungsassessoren und wußte von der Suso und Brentano Mystik nichts, doch von der, die in Jünglingen sich regt, springen in der besten Weinstube der Stadt von Kürassieroffizieren Pfropfen aus Champagnerflaschen.

Trotz Anpassung an das Strengpreußische verlor er aber ein schlechtes Gewissen nicht, das in keinem jetzigen Unterlassen von ihm, sondern in seiner Vergangenheit Abgründen, Ursachen hatte. Wie er oft rauhes Gurgeln in seinen Tiefen noch vernahm, glaubte er, immer müsse über äußere Aufmachung seine Unzugehörigkeit der preußische Mitmensch erkennen.

So streng er vorm Spiegel forschen Blick, straffe Haltung und der Mundwinkel überlegenes Hängenlassen übte, begriff er allmählich immer besser, auf die Dauer seien

solche Dinge nicht vorzutäuschen, sondern im Blut zu erleben. Es sei um sie duldend zu dienen. Erst müsse von alten Zwängen jedes Molekül frei sein, ehe Neues in ihm nisten und aus ihm blühen könne.

Darum schoß er einen Studenten, der ihn „den Montenegriner" genannt hatte, stracks durch den Arm, wie sehr beim feierlichen Vorgang Angst in ihm das Unterste zu oberst gekehrt hatte. Dieses ersten Opfers Lohn blieb nicht aus. In bessere studentische Verbindung nahm man ihn auf und schlug ihm griffige Schmisse in die Backe. Als Soldat durfte er sich Knöpfe, dann Litzen um Kragen und Ärmel des Waffenrocks nähen. Auch war ihm vergönnt, bei Meldung an Offizieren stramme Haltung annehmend, zu merken, daß jene fast kameradschaftlich sich neigten. Las er Fürstentelegramme an Feldherrn und Staatsmänner, schäumte Feuchtigkeit in Schleimhäute und trat als Träne zu Tag. Bei Kommersen, Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen tostete er, von allem Launigen und Traurigen berührt, und rieb unsinnig Salamander.

Doch blieb bewußt: Auch in seinem markantesten Träger konnte Schlesien jenes Vollbild eines schieren Preußen nicht an ihn bringen, von dem seine Schwärmerei Konturen auf Blondgrund stickte, und an dem Träume wie an betäubendem Rauschtrank nippten. Nach allem, was er gehört und gelesen hatte, konnte nur in den Rheinlanden, an den Ufern des Flusses das Idol lebendig wandeln.

Dort überfloß Kultur. Da von den Römern bis zum heutigen Tag hatte Vorbildliches sich gehäuft. Da war Ur- und Stammland seines Volkes, da heilige Flur. Da hügelab gestuft blühte über cäsarischen Schutt der Blonde, der Weinstock. Da füllte mit Gütern seit Jahrtausenden der Fluß des Bewohners Speicher. Da hatte, von Schöpfung begünstigt, das Ganzerlesene sich gezüchtet. Durch Historiker und Denker war dort des deutschen Menschen sonst vielfach noch Zufälliges zu fester Technik

und ehernem Begriff geschmiedet. Dort stand man nicht mehr in psychologischem Aufruhr, des Unterbewußtseins furchtsamen Schauern. Dort in geprüften Gleisen wirkte Leben mit Gewißheit sich aus; da zu wohnen sei

„Stolz und Gewährung und Glück herztröstlich".

Da kurz Kanaan.

*

Darum bezog er entschlossen die Universität Bonn. Hier sollte Letztes stattfinden, entscheidende Schleier zerreißen, von seinem Irdischen der Rest Qualm wehen.

Vom Bahnhof flatterte er in die erst beste Bude. War doch auf heiligem Boden überall gut sein, und schoß als Hörer literarhistorischer Vorlesungen in die aufliegenden Listen; denn da er gewiß war, in seinen Dichtern hatte das Land am deutlichsten manifestiert, würde aus ihrer geprüften Kenntnis er am promptesten mit dem Geist, der nottat, erfüllt werden. Dazu hielt er es für möglich, wohnte ihm aus Gelerntem erst einmal Überzeugung bei, er könne selbst in Zukunft mit geläuterten und läuternden Tönen aus der Macht des Gemüts aufrauschen.

Vorläufig aber mit Demut galt es, zu bekennen. Wo er in Bonn stand und ging, mußte mit jedem Nerv er lauschen. Was geflissentlich der Eingeborene übersah, hatte er als Offenbarung von überall her in sich anzumerken. Und nicht nur das jetzt sich Zutragende, in der Vergangenheit Gewordenes war Paradigma; jedes Dekor, Motiv und jeder Schnörkel wichtig und noch aus dem Weggelassenen Schluß zu ziehen.

Kurzer Gang wurde Entdeckungsfahrt, die Grundsätze in ihm erschütterte, ihn mit Erkenntnissen schwächte, so daß, von einem Ausflug zum Bäcker aus seelischen Fugen zurückkehrend, er mit dem Ruf: genug, genug! für tot aufs Bett fiel.

Nach vier Monaten hatte er vor lauter Schauen die innere Stadt noch nicht verlassen und war außer am

Ankunftsabend, wo er trunken von Ost nach West, von Nord nach Süd getaumelt war, selbst an den Fluß noch nicht gekommen.

Noch lag der hinter Häusermauern ein schimmerndes Weihbecken in das, erst besser aufgeblüht, er tauchen dürfe, und auf des jenseitigen Ufers Bergen zog himmlischer Rauch noch, und Amseln schienen in biblischen Winden zu schwirren.

Historisch und von allem Anfang an wollte eines Rheinländers Natur er in sich aufbauen. Was in Wirklichkeit aus Ungefähr und als Muß naiven Werdens sich entwirkt hatte, wollte lernend als Ethos, Gesetz, Norm und Synthese er geschichtlich begreifen. Durch das Mittel zweckhafter Erkenntnis sollte einer richtigen rheinischen Kreatur seelische Mechanik tausendjähriger Schöpfung in ihm nachgebaut werden.

Mit Cäsars Auftreten am Rhein begann er das Studium. Sah Belger auf dem linken, Marsen, Sugambrer, Tencterer auf dem rechten Ufer. Kriegerisch erfuhr er sämtliche Stämme und wegen ihrer Abgelegenheit römischer Verweichlichung fern. Von Novaesium (Neuß) über Colonia Agrippina, Bonna, Confluendes (Coblenz), Bingum bis Castellum sah er sie ohne Unterlaß aufeinander oder auf die Römer einhauen, so daß zu prallem Muskelbau, stählernen Nerven in ihnen Grund gelegt wurde. Des Flusses Lärm und sein Widerhall an Bergwänden zwang sie, laut zu sprechen, oft zu schreien, wollten sie gehört werden. Jedenfalls Laute klingend und rhythmisch zu bilden, daß vom Stromgebraus sie nicht verschlungen wurden.

In Divitia (Deutz), das auf deutsch „Kasse" bedeutet, häuften sie, was Schiffe herschleppten, und lernten frühzeitig, es fremden Einkäufern zu gesalzenen Preisen aufhängen. Ihre Lage als Fechter in Auslagestellung an Landesgrenzen, als Importeure und Exporteure an Toren großer Absatzgebiete hatte sich bis zum heutigen Tage

nicht geändert. Der aus Wirklichkeit ihnen aufgedungene Sinn für den Kampf ums Dasein hatte, wie auch Jahrhunderte politische Zugehörigkeit verschoben, nicht gewechselt. Stets hatten sie gut gerechnet und Waffen geschmiedet, wozu Erz in Bergen sie besonders befähigte.

Doch daß in Allzuirdisches sie nicht sanken, riß prangende Natur von Anfang an die Herzen hinreichend zur Schwärmerei, und als sie Feldherren und Kaufleute von Weltruf schon häufig erzeugt hatten, erstanden Sänger unter ihnen, die das Unaussprechliche kündeten und in Liedern meisterten. Freilich blieb selbst im hehrsten Lied vom Kampf um die heimischen Fluren und ums Gold vorzüglich die Rede, das man vor Nachstellungen auf die Flußsohle deponierte, und zu dessen Schutz Einbildung ein Heer bewaffneter Wassergeister schuf.

Schwarzberg bemerkte, traten am Nieder- und Mittelrhein auch bald unbefangene Poeten auf, man zu so wirklichkeitsfremder Ekstase wie am Oberrhein, wo mit Tauler und Erwin von Steinbach richtige Phantasien lebten, doch niemals kam. Richtig erschien ihm schließlich Goethe als pünktlichster Niederschlag mittelrheinischer Poeterei: höchstens angemessen versonnen, niemals entrückt. Auch in den schwärmendsten Versen blieb Beziehung zu realem Leben. Hier hatte überstürzte Aufklärung, kein Mystizismus und nichts Dämonisches Platz gehabt; hier war kein Huß und Nietzsche geboren. Hier diente man lebendigen Interessen und verdiente.

Die alten Hefte, in die er als Heranwachsender das eigene Chaos hingeströmt hatte, nahm Schwarzberg aus seinem Gepäck, las errötend seelische Mißklänge wieder und beschloß, daß auch nicht ein Tag mehr komme, an dem ihn schriftliches Bekenntnis nicht von solchen Albernheiten schiede, in einer als Vorübung zum Staatsexamen gedachten Arbeit vor allem Weiteren aus den im Volksmund tönenden Dichtern erst einmal das Mittel der

Sprache festzumachen, der zum Klingen ihrer Ideen die vorzüglichsten Sänger am Rhein sich bedient hatten.

Vom Nibelungenlied bis zu den jüngsten Dichtern las über einen Zeitraum von zwei Jahren er das Geltende durch, bis er Kenner war und über den Ruck spontanen Eindruckes und Erlebens sich ihm der *gewollte Geist* offenbarte, dem bewußt und und unbewußt durch Jahrhunderte die Dichtenden, daß Wirkung zustande kam, gehorcht hatten.

Alles Sensationelle löste er vom Lied, stellte zunächst die Frage nach Ort und Zeit der lyrischen, ethischen und dramatischen Vorgänge und entdeckte: Beide waren nirgends gewöhnlich. Nicht Bett, Stube, Straße, öffentlicher Ort am Alltag, kaum Sonntags die Kirche. Sondern daß ein Außerordentliches gleich ins Auge sprang, ging auf Bergesgipfeln, Klippenhängen, scheiternden Schiffen, in Abgründen, am liebsten um Mitternacht, zur Geisterstunde bei Mondschein, tagsüber nur bei donnerndem Gewitter das Ereignis vor sich.

Erhöhte und vertiefte Schauplätze dienten offenbar dazu, die Kluft zur Schürung der Handlung zwischen den Auftretenden schon äußerlich herzustellen, und daß ein Impetus aus lokalen Umständen vorhanden war. Machte man den räumlich Höherstehenden dann noch zum gesellschaftlich Überlegenen, setzte der Fürstin etwa den verliebten Habenichts, dem Prinzen Mädchen aus dem Volk gegenüber, war ein Drama, ohne daß Autor und Publikum sich sonderlich aus eigenem rührte, anhängig.

Schwarzberg staunte, mit wie geringen Mitteln auf Grund dieser schon latenten Katastrophen dann die Dichtung zum ehernen Gleichnis gerundet wurde, welch bescheidener und konstanter Palette der Dichter zu seines Gemäldes Vollendung bedurfte. Mit wenig Farben, fast nur mit Blau, Blond, Gold und Purpur arbeitete er, setzte ein par typische Blumen, Rosen und Lilien, als Büsche Holler und Jasmin, als Baumschmuck meist die Linde,

vereinzelt Eiche und Birke ins Bild und brachte mit einer Schwalbe sparsame Bewegung in die Landschaft.

Von des Knaben Wunderhorn über Klopstock, Gellert, alle Klassiker und Romantiker bis zu den Neuesten fand im Lied besonders er dies Gesetz durchaus bestätigt. Der Hölderlin und Novalis Ausnahme dienten ihm als Warnung, wie der von diesem Typ der Poesie eigenmächtig Absehende auf sangesfroher Volksgenossen Beifall nicht rechnen darf, will er etwa seine besondere Herzens- und Geisteshaltung verherrlichen oder nur mit Bescheidenheit andeuten.

Nein! Wie angeblich Tat und Lebenskampf sollte dichterisches Gleichnis davon der Nation gemeinsam sein, und es drückte gewollte Fremdheit aus, brüstete man sich mit Abweichung. In jedem Fall blieb die Privatsache, und konnte im Vaterland, vor allem am Rhein nicht auf den Donnerhall hoffen, der sonst von allen Seiten brauste. Aber auch im Epos und im Drama sah Schwarzberg solche Forderung erfüllt. Wer auf innerem menschlichen, statt biologisch-politischem Widerspruch gegen Allgemeinheit ertappt wird, ist, wie im Leben auch im Buch, als Scheusal von der Scene gestoßen und wird nach Schillers Forderung als in Schuld verstrickt vom eigenen Gewissen entlarvt und meist schon vom dritten Akt ab zu des Zuschauers Kitzel zwischen der Scylla innerer Reue und der Charybdis äußerer Verdammung von allen Seiten gezeigt. Wie sollte, fiel es dem entzückten Schwarzberg ein, es auch anders sein dürfen! Schwärmt nicht für die Heimat vor allem der Unverbildete, und gehört nicht ihr zuerst der Mitmensch, ganz abgesehen davon, daß Christentum uns auf den nächsten weist? Wie dürften also die durch Dichter aus dem Labyrinth der Brüste hochgezogenen Ahndungen sich dem natürlichen Verlangen entziehen?

Nach dreijähriger Arbeit, in der er oft hatte verzagen wollen, war Schwarzberg glücklich, in markanten Lehr-

sätzen deutscher Dichtkunst Forderungen wie in ein Rezeptbuch niedergelegt zu haben. Im letzten Kapitel blieb ihm als des Werkes Krönung nur, zu zeigen, wie kraft seines Temperaments just der Rheinländer berufen ist, diese in höhere dichterische Welt transponierten natürlichen Morale immer wieder am schallendsten zu allgemeiner Anerkennung zu bringen.

In diesem Absatz stellte der Verfasser fest und war von Lust beschwingt, als er sah, wie Materie durch Geistes feurige Hingabe flüssig wurde, welche Sicherheit, Trost und Rückhalt vor des Daseins lustlichen Mängeln und Enttäuschungen ein in die Kunst verankerter esprit principe dem Menschen gewährt, und wie mehr als bei allen zivilisierten Rassen und auch im übrigen Preußen in rheinischen Liedern und Balladen die bis ins Kleinste durchgeführte programmatische Verklärung irdischen Jammertals erreicht war.

In ihnen, unvermeidlichen, peinlichen Zufällen des Lebens zum Trotz, war durchgängig wie ein betonener Klotz der Zuversicht und des bodenlosen Glücks goldener Schatz aufgerichtet, der dem Bewohner für alle Lebenslagen das Gegengewicht verblüffenden Selbstgefühls und die Behauptungskraft gab, der Schwarzberg ahnend aus Schlesiens Bergen nachgefolgt war.

Auf der Basis solcher ideellen Sicherheiten mußte in Wirklichkeit der Mensch nicht ängstlich sein, ob bei jedem irdischen Anlaß mit ihm sich alles schicklich fügte. Es genügte, man ließ bei öffentlichem Anlaß gemäß der im hohen Lied gemarkten Richtlinien sich vernehmen. Stand vor und für Gesamtheit etwas auf dem Spiel, gab Ideologie Gesetz des Handelns. Dann war aus belangloser Anonymität mit ein paar Kommandos der Mensch geschnellt, dann wuchs mit Reimen, die im Blut saßen, und sich pünktlich einstellten, er zu bessern Zwecken; dann verstand er nicht nur, sich zu opfern, sondern wie

Treitschke sagt, auch sonst tief berechtigte Empfindungen der Einzelseele, sein ganzes Ich an Allgemeinheit hinzugeben.

Darum durfte in gewöhnlichen Zeiten ihn die Behörde auch zu seinem eigenen Behagen freier als andere Volksteile gehen lassen, die letzte Bereitschaft schriftlich und begrifflich nicht so einwandfrei ausdrückt hatten.

Logisch erwarb aus hundert solchen Schlüssen Schwarzberg geistig auch für sich, was aus Elementen der am Rhein Geborene besitzt und schuf sich starke Sicherung für bürgerliches Leben. Und wie rheinisches Blut durch Jahrhunderte in herrlichem Bogen in Dichtung zur Vollkommenheit geblüht hatte, so Schwarzberg in seiner zweibändigen Arbeit, die er „Traktat von der Psyche rheinischer Stämme“ nannte und in Ungerschen Frakturen drucken ließ.

(Schluß folgt.)

Daniel Henry:

VOM SEHEN UND VOM BILDEN.

Was wir heute in den bildenden Künsten erleben, ist das Ende einer Ausdrucksweise, deren Anfang von Zeitgenossen und Nachwelt als „Renaissance", als Wiedergeburt der Kunst, bejubelt wurde. Als unzweifelhaftes, ewiges Ziel der bildenden Künste erschien dieser Bewegung von Beginn an die Nachahmung der Außenwelt. Die zugleich mit der neuen Ausdrucksweise geborene Kunstwissenschaft mußte sich notwendig fragen, warum die ihr vorhergegangenen Geschlechter augenscheinlich dieses Ziel nicht erreicht hatten. Ihre Antwort lautete bündig: Weil sie dazu unfähig waren! Schon 1404 schreibt Filippo Villani*) in seinem Lobe der florentinischen Maler, Cimabue habe begonnen, die veraltete und durch die Unwissenheit der Maler von der Naturähnlichkeit kindisch abgekommene Malerei zu dieser zurückzurufen.

Mit dieser sehr einfachen Erklärung begnügten sich Jahrhunderte. Solange der Blick auf die griechisch-römische und auf die Renaissancekunst beschränkt war, drohte ihr keine Gefahr. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen aber die Werke einer ganzen Reihe „naturähnlicher" Epochen ernstlich in den Sehraum der Kunstbetrachtung zu rücken, nicht nur als Studienobjekte, sondern auch als geschätzte, geliebte Kunstwerke. Ein Teil der Kunsthistorik verzichtete nun völlig auf eine Erklärung der Abweichungen, der *verschiedenen* Ausdrucksweisen in den bildenden Künsten, und nahm diese einfach als „Stile" hin. Indem man nun die Stile der *bildenden Künste,* Malerei und Bildhauerei, mit denen der *Ornamentik* verquickte, suchte man die Wandlungen rein materialistisch-mechanistisch zu erklären (Wölfflin), ihre Verbreitung durch Wanderungstheorien auszulegen (Strzygowski). Andere Kunsthistoriker dagegen fühlten sich gerade durch eine höhere Wertschätzung der naturunähnlichen

*) „Inter quos (den florentinischen Malern) primus Johannes, cui cognomento Cimabue nomen fuit, antiquatam picturam et anature similitudine pictorum inscicia pueriliter discrepantem cepit ad nature similitudinem quasi lascivam et vagantem longius arte et ingenio revovare."

(Hier nach Schlosser: Quellenbuch zur Kunstgeschichte des abendländischen Mittelalters (Wien 1896) S. 370.)

Stile bewogen, nach den Ursachen dieser „Naturunähnlichkeit" zu fahnden. So entstanden die Theorien der Schule, deren Gründer Riegl, deren stärkster Vertreter heutzutage Worringer ist.

Ihr gilt naturabgewandte bildende Kunst als Ausfluß eines *„Stilwillens"*. Das heißt: die Künstler solcher Epochen suchten gar nicht die Natur darzustellen, sondern gehorchten nur dem Stilwillen. Tatsächlich also: *sie arbeiteten rein ornamental.* Man sieht: eine Trennung zwischen bildender Kunst und Ornamentik ist hier geschehen, aber auf die Weise, daß *einerseits* die naturnachahmende Kunst steht, *andrerseits* die Ornamentik mit der nicht naturnachahmenden, „abstrakten" Kunst.

Es gibt offenbar ein Mittel, die Richtigkeit dieser Annahmen nachzuprüfen. Es muß sich doch von einem Werke feststellen lassen, ob es Ornamentik ist oder bildende Kunst, besonders wenn die Frage so vereinfacht gestellt wird wie hier. Sie lautet: *Wollten diese Künstler die Natur darstellen oder nicht?* Wenn ja, so übten sie bildende Kunst, wenn nein, Ornamentik. *Empfanden ihre Zeitgenossen die Werke dieser Künstler als Darstellungen der Außenwelt oder als Ornamentik? Ihr* Eindruck, nicht der unsere, ist ausschlaggebend.

Um die Antwort ganz überzeugend zu gestalten, wollen wir als Prüfstein gerade die Epoche nehmen, von der vorhin schon die Rede war, und die uns die nächstliegendste ist: unser *europäisches Mittelalter.* Wollten seine Künstler die Außenwelt darstellen? Zeugnisse der Künstler selbst besitzen wir nicht; die Malbücher des Mittelalters sind nur Rezeptsammlungen. Desto zahlreicher sind die Belege, die uns über die Absichten der großen Auftraggeberin der Zeit unterrichten, der *Kirche.* Sie dürfen uns genügen; der mittelalterliche Künstler arbeitete ja nur auf ihre Bestellung. Was forderte die Kirche vom Künstler? Zu welchem Zwecke bediente sie sich der Kunst? Was wollte sie?

Sie wollte Belehrung durch das Bild erteilen denen, die der Schrift nicht mächtig waren. So sagt z. B. die Synode von Arras (1025)*:) „Illiterati, quod per scripturam non possunt intueri, hoc per quaedam picturae lineamenta contemplantur." Gewisse Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente sollte der Künstler augenfällig darstellen, die in den „Titulis", den beigeschriebenen Versen erzählte Begebenheit sichtbar machen.

„Quae super exprimitur titulis, ut littera monstret
Quod manus explicuit . . . . . ."

schreibt der hl. Paulinus von Nola schon am Anfang des fünften

*) Beide hier nach Didron: Iconographie chrét., Histoire de Dieu (Paris 1843) S. 6.

Jahrhunderts. Daß des Künstlers bewußtes Streben ganz und gar darauf gerichtet sein mußte, die Kirche zu befriedigen, darf bei dem Geisteszustand der Zeit als unbestreitbar gelten. Es scheint also *erwiesen*, daß der *mittelalterliche Maler darstellen* wollte. Das *Gleiche* gilt aber auch für den *Bildhauer;* auch seine Werke sind Darstellungen, sei es von Einzelpersonen, sei es von Szenen wie das jüngste Gericht. Daß diese Gemälde, diese Skulpturen, sich in den Gesamtbau einfügen, darf über ihre Bestimmung als Darstellungen nicht hinwegtäuschen. Gewiß, sie sind *auch* dekorativ, sie schmücken die Wand, das Gebäude, doch nicht dafür schufen sie der Maler und der Bildhauer. Der Baumeister erst verwandte sie in diesem Sinne in *seinem* Werke.

Wohl ist es eine besondere Art Wirklichkeit, um deren Wiedergabe es sich handelt: nur heilige Personen bilden ihren Stoff. Aber diese stellen sich dar im Gewande der Außenwelt. Und wenn wir uns zu den gleichzeitigen Beschauern wenden, so erfahren wir, daß sie diese Darstellungen als der Außenwelt gleichend empfanden.

Aussagen über Kunstwerke, in denen diese als *„wie lebend"* bezeichnet werden, sind außerordentlich häufig. Um nur *ein* Beispiel anzuführen, sagt die Künstlerlegende des Tuotilo von St. Gallen*) (Anfang des 11. Jahrhunderts) von einem Werke dieses Tuotilo, einer Marienstatue in Metz: „Sed et imago ipsa sedens, *quasi viva*, cunctis inspectantibus adhuc hodie est veneranda". Der Einwand, es handle sich bei dieser, und den vielen ähnlichen Stellen, um einfache Wiederholung von Phrasen, die aus griechischen und römischen Schriften kritiklos übernommen wurden, darf wohl als nicht stichhaltig gelten. Es wäre unverständlich, daß die mittelalterlichen Schriftsteller nicht die Kluft zwischen ihren Worten und den Tatsachen wahrgenommen hätten, wenn sie nicht eben *so sahen*, wie der Künstler *darstellte*.

Aber noch einen weiteren Beweis, bei dem der eben genannte Einwurf nicht möglich ist, liefern die sogenannten *Achiropoiiten*, die „nicht von Menschenhand geschaffenen" Christus- und Marienbilder, deren das Mittelalter eine ganze Reihe kannte. Hier, wo es sich um angeblich wunderbar entstandene Bilder handelte, konnte für den mittelalterlichen Beschauer von einem Mangel an Können doch gewiß nicht die Rede sein. Wohl wird man, mit Dobschütz**), annehmen, daß derartige Bilder selten gezeigt wurden, meistens aber bedeckt blieben. Aber wenn auch nur wenige Bevorzugte sie sahen: diesen jedenfalls erschienen sie als deutlichste Darstellungen

*) Ekkehardi IV. Casus S. Galli, hier nach Schlosser: a. a. O. S. 153.

**) Christusbilder. Untersuchungen zur christl. Legende (Texte und Unters., Bd. 18, Leipzig 1899), S. 65 ff.

des Herrn und seiner Mutter. Die Annahme, diese Bilder könnten vom Zeitstile verschiedene, viel naturähnlichere Bilder gewesen sein, ist an und für sich psychologisch ganz undenkbar. Aber noch mehr: eine dieser Achiropoiiten ist uns erhalten geblieben, das (nach Dobschütz) 752 erstmalig erwähnte Christusbild der Sancta Sanctorum in Rom. Wilpert, der das ursprüngliche Bild freilegen konnte, bildet dessen spärliche Reste*) ab, seine Entstehung setzt er zwischen 450 und 550 an. Dieses Bild, das wir denn sicherlich naturunähnlich nennen würden, galt dem Mittelalter als genauestes, wunderbar entstandenes Bildnis Christi. Daß also dem damaligen Beschauer die Werke seiner Künstler naturgetreu erschienen, darf als bewiesen erachtet werden.

Unser Ergebnis zwingt uns vor allem, die Riegl-Worringersche Auffassung, als ihm widersprechend, aufzugeben. Es zeigt uns aber noch ferner als unrichtig die alte Meinung von der Unfähigkeit der mittelalterlichen Künstler, die Natur nachzuahmen. Mindestens in dieser ihrer gewöhnlichen Fassung ist diese Meinung zweifellos falsch. Ihren Zeitgenossen erschienen die Werke dieser Künstler ja getreue Naturnachahmungen! Sie stellten die Natur aber nicht so dar, wie wir sie sehen, antwortet man mir. Das führte uns zur Folgerung, daß diese Künstler — und ihre Zeitgenossen — die Außenwelt so sahen, wie sie sie darstellten.

Bloß eine Einschränkung wäre noch vorzunehmen, die man, als selbstverständlich, gar nicht erwähnte, wäre sie nicht schon übersehen worden. Der mittelalterliche Beschauer, wie jeder Beschauer des ja nur den Schein gebenden Kunstwerks, sah von den zur Erzeugung des Scheins angewandten Mitteln ab, wenn er das Werk naturähnlich nannte. Er nahm z. B. einfarbige Skulpturen als Wiedergabe der mehrfarbigen Außenwelt hin, die zweidimensionale Malerei für den dreidimensionalen Raum. Wohin das Übersehen dieser Einschränkung führt, zeigt drastisch-lächerlich ein Nordau**), wenn er den Impressionismus und den Pointillismus als Folgen einer Augenkrankheit der Maler betrachtet. Aber mit dieser Einschränkung gilt das Gesagte. Wie war es nun aber möglich, daß Jahrhunderte *so* sahen, daß, was andere Jahrhunderte grobe Zeichenfehler nannten, ihnen nicht als solche erschienen, denn bei diesen „Deformationen" handelte es sich ja nicht mehr um Mittel zur Erzeugung des Scheins?

Packen wir das Problem bei seiner Wurzel! Was fragen wir uns eigentlich? Wir fragen uns, wie es möglich war, daß, bei den „naturunähnlichen" Stilen, für die Zeitgenossen ihrer Schöpfer, wie

*) Die röm. Mosaiken und Malereien der kirchl. Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert (Freiburg i. B. 1916) Taf. 139.

**) „Entartung" usw.

für diese selbst, *Übereinstimmung* herrschte zwischen der *empirischen Außenwelt* und den sie *darstellenden Bildwerken.*

Um eine Antwort geben zu können, die Anspruch auf Gültigkeit hat, müssen wir feststellen, was eigentlich diese empirische Außenwelt ist, von der wir reden. Es ist dies eine Frage, die sich die exakte Kunstwissenschaft sonst nicht zu stellen hat; sie darf, sie soll ihren Gegenstand, und den Gegenstand ihres Gegenstands, das heißt die bildende Kunst und die durch diese dargestellte Außenwelt, als gegeben hinnehmen. Hier aber dürfen wir uns damit nicht begnügen. Was ist also die empirische Außenwelt, die Körperwelt, die wir meinen?

Sie ist ein Erzeugnis unserer Einbildungskraft. Man mag das Problem der Außenwelt auffassen, wie man will: man mag sie einfach als unseren Bewußtseinsinhalt hinnehmen, oder „Dinge an sich" annehmen, von denen uns nur die Erscheinung inne wird, oder den Körpern gar „primäre" Eigenschaften zuerkennen, denen unser Bewußtsein die „sekundären" Eigenschaften beifügt, darüber ist jedermann einig, daß *in der Form, in der wir sie sehen,* die Außenwelt ein Produkt unserer Einbildungskraft ist.

Dieses „Produkt" unserer Einbildungskraft nun setzt sich zusammen aus einer Reihe von „Erfahrungen", die sich als Erinnerungsbilder auf den gegebenen neuen „Reiz" einstellen, um mit diesem in der Neuschöpfung verarbeitet zu werden. „Neuschöpfung" ist stets unsere Anschauung der Außenwelt; auf jeden Blick schöpfen wir diese neu. Die „Reize" sind in den bildenden Künsten Gesichtsempfindungen, während die Erinnerungsbilder von Gesichts- und Tastempfindungen herrühren.

Eine Gesichtsempfindung „reizt" mich! Das erste Bild, das sie in mir hervorruft, ist ein blaugefärbtes Dreieck irgendwo im dreidimensionalen Raume, in dem für mich jede körperliche Anschauung steht. Weitere Erinnerungsbilder strömen zu; ein zweites Bild hat sofort das erste ersetzt: ein Kirchturm mit Schieferdach. Nur in meinem Bewußtsein steht er da, eine Schöpfung meiner Einbildungskraft, mit Hilfe alter Erinnerungsbilder. Vielleicht, näherte ich mich dem „wirklichen" Kirchturme, so wäre ich genötigt, manche Einzelheiten meiner Schöpfung zu „verbessern". Warum? Weil neue Reize, die vorher nicht auf mich „wirkten", dann von mir empfunden würden.

Nun ist es aber für den *Inhalt* meiner Schöpfung „Kirchturm" ganz gleichgültig, ob das blaue Dreieck — oder, genauer gesagt, der ursprüngliche, unbestimmbare Reiz, auf den ich schon dieses schuf — einem „wirklichen" Kirchturme angehört oder seinem gemalten Ebenbilde. Der Inhalt, der ja nur in meinem Bewußtsein

vorhandenen Schöpfung wird genau gleich sein. *Verschieden* wird nur die *Form* sein, mit der ich sie umhülle: Bei dem „wirklichen" Kirchturme die Form *„Wirklichkeit"*, bei dem gemalten die Form *„Schein"*. Damit ist eigentlich unsere Frage schon beantwortet. *Die Menschen „naturunähnlicher" Kunstzeitalter sahen die Werke ihrer Künstler naturähnlich, weil diese Werke bei ihnen, in ihrem Bewußtsein, die gleichen Anschauungsschöpfungen verursachten wie die wirklichen Vorbilder dieser Werke.* Es bleibt dann allerdings noch die Frage offen, warum diese Werke das vermochten, während sie den Menschen späterer Epochen gegenüber dazu unfähig waren. Ein weiteres Eingehen auf die Sehvorgänge wird uns darüber belehren.

Man muß sich zuvörderst darüber klar werden, wie träge sich unsere Einbildungskraft eigentlich im handelnden Leben verhält. Was uns für unser praktisches Handeln nottut, sind nicht Anschauungen, sondern Begriffe. Ich springe zur Seite, um einem daherrasenden Automobile auszuweichen: das *anschauliche Bild* „Automobil" ist ganz undeutlich. Weder seine genaue Form noch seine Farbe wurden vermerkt. Desto deutlicher war der *Begriff* „Automobil" vorhanden, mit seinen möglichen Wirkungen auf mich: Überfahrenwerden, Wunden, Tod. Von allem unserm praktischen Handeln gilt das. Dieses lenkt unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Wirkungen, die die Außenwelt auf uns haben könnte, und läßt der Einbildungskraft nicht die Muße, ausgeführte plastische Bilder von dieser Außenwelt zu entwerfen. Die formschwachen und farblosen Bilder, die so entstehen, sind dann auch selbstverständlich unfähig, den Bilderschatz unserer Erinnerung zu bereichern.

Das Kind kennt nur dieses *praktische Sehen*. Daraus erklärt sich die bekanntlich fast stets gleich ausfallende Kinderzeichnung, die völlig symbolisch ist. Sie ist Niederschreiben von Begriffen, nicht von Formen, und zwar wird gerade das niedergeschrieben, was beim praktischen Handeln unentbehrlich erscheint. Das „Männlein" besteht aus einem kleineren Oval, dem Kopfe. Der Begriff eines Kopfes enthält zwei Augen, Nase, Mund: sie werden eingeschrieben, während die weniger wichtig erscheinenden Ohren fast stets weggelassen werden. Dieses kleine Oval sitzt auf einem größeren: dem Rumpfe. Von ihm gehen vier Striche aus: Arme und Beine. Die den übrigen praktisch wertlos scheinenden Fußzehen werden wohl nur von barfuß gehenden Kindern angebracht, von allen aber die wohlgezählten fünf Striche der Finger.

Viele Menschen kommen ihr Leben lang nicht über das praktische Sehen hinaus. Die bekannten Beispiele von Bauern usw.,

die nie die Aussicht vor ihren Fenstern gesehen hatten, brauchen wohl nicht angeführt zu werden. Andere dagegen gelangen zu dem, was wir *reines Sehen* nennen möchten, ein Sehen, bei dem die Herausarbeitung des anschaulichen Bildes durch die Einbildungskraft im Mittelpunkte des Interesses steht. Daß möglichste Loslösung vom praktischen Handeln notwendig ist, um zu diesem reinen Sehen zu kommen, darf beileibe nicht mit „Interesselosigkeit" oder „Ausschaltung des Willens" gekennzeichnet werden, denn die ausgearbeitete Bildschöpfung bedingt Sammlung von Interesse und Wille *zu ihrer Erzeugung.*

Um sich die gewaltige Verschiedenheit des reinen und des praktischen Sehens ganz deutlich zu machen, denke man nur an das grundverschiedene Bild, das man sich von einer Bergstraße macht, je nachdem man sie rein genießend betrachtet, oder als mutloser, müder Wanderer, dem sie nur steiler, zu ersteigender Marterweg ist.

Mein reines Sehen wird um so reicher sein, je mehr Erinnerungsbilder mir zur Verfügung stehen zur Bereicherung meiner jeweiligen Bildschöpfung. Zu diesen *Erinnerungsbildern* gehören auch die von *Erzeugnissen* der *bildenden Künste,* ja, sie spielen unter ihnen die *wichtigste Rolle.* Man darf es ruhig sagen: *die bildenden Künstler jedes Geschlechts sind seine Augen;* sie lehren es sehen. In der ewigen Wechselwirkung zwischen Erinnerungsbildern und Neuschöpfungen nach Kunst und Natur ist *die Kunst das Primäre.*

In geschlossenen Kulturkreisen sieht der Einzelne nur mit den Augen der gleichzeitigen Künstler. Werke von Künstlern fremder Kulturkreise — räumlich oder zeitlich fremder — werden ihm stets unnatürlich erscheinen. Warum? Weil die aus ihnen wirkenden Reize ihm zwar andeuten, daß hier beispielsweise ein Mann dargestellt werden sollte, aber zur Hervorbringung des Bildes „Mann" in seinem Bewußtsein, weil ihm ungewohnt, nicht genügen.

Wenn ihm nun aber diese Werke längere Zeit vor Augen wären, so würde er sich an sie gewöhnen, und ihre Reize würden endlich automatisch, mühelos die gewünschte Bildschöpfung auslösen. So liegt der Fall unserer Zeit. Eine Menge naturunähnlicher Stile ist uns, durch Gewohnheit, lesbar geworden. Wir sehen in ihnen nicht mehr, was unsere Eltern „Verzeichnungen" nannten.

Um das *Primat* der *bildenden Kunst* in der *Bildschöpfung des Einzelnen* — wenn es sich um reines Sehen handelt — zu beweisen, genügt es, an den Einfluß des Impressionismus zu erinnern, den mancher noch an sich selbst gespürt hat. Kein Mensch „sah" die Natur in diesen hellen Tönen, die blauen und violetten Schatten usw., bevor diese Maler sie so malten. Bis vor kurzem sah dann ganz

Europa — soweit es zu reinem Sehen fähig war — impressionistisch, während heute sich wieder eine neue Wandlung des Sehens anbahnt.

Daß z. B. im Mittelalter das Sehen noch viel allgemeiner von der Kunst beeinflußt war als jetzt, halte ich für sicher. Uns ist das Kunstwerk ein Luxus, Wenigen zugänglich, während es damals das Höchste, Heiligste war, zwar nicht als „Kunst"werk, sondern als Bild der Gottheit, dem sich in allen Lagen des Lebens der Blick betend zuwandte.

Wenn aber nun klargelegt ist, warum jeder Zeit ihre eigenen Erzeugnisse in den bildenden Künsten naturähnlich erschienen, nicht aber die fremder Kulturkreise, so bleibt doch die *Frage* offen, *warum die Menschheit sich in den verschiedenen Epochen so verschieden ausgedrückt* hat. Diese Frage zu beantworten, sollte — scheint mir — eine der vornehmsten Aufgaben der Kunstgeschichte sein. Daß sie nicht im Sinne Riegl-Worringer gelöst werden kann durch Ausstoßung der sogenannten „abstrakten" Stile aus den bildenden Künsten und ihre Verbannung in die Ornamentik, haben wir gesehen. Sie wird also *innerhalb des Rahmens der bildenden Künste* zu untersuchen sein.

Auch wird man innerhalb dieses Rahmens die Trennung in „naturähnliche" und „naturunähnliche" Kunstäußerungen nicht als schroffscheidende Wesensverschiedenheit auffassen dürfen. Eine solche Basis wäre schwankend, wechselnd. Sahen wir doch, daß *jedem Zeitalter seine* bildliche Produktion *naturähnlich* erscheint, *naturunähnlich aber die fremde.* Und doch ist die *ganze künstlerische Produktion der Menschheit wesensgleich, wesenseins. Aus ihrer Wesenseinheit wird die Frage ihrer wandelbaren Erscheinung zu beantworten sein.*

Otokar Březina:

SOMMERSONNENWENDE.

O Park-Ferne, Dämmer und Duft! Bei tausendfach wehenden Tänzen und Weisen
Harrt aller Blüten brautfröhliche Schar, bis die Sterne der Mitternacht kreisen.

Neig dich den Rosen! Vom Strahl deiner Blicke verjagt, ein Falter aus höheren Zonen,
Gaukelt das Lächeln von ihnen dahin, auf den Lippen dir sachte zu wohnen!

O Park-Ferne, Dämmer und Duft! Bei tausendfach wehenden Tänzen und Weisen
Harrt aller Blüten brautfröhliche Schar, bis die Sterne der Mitternacht kreisen.

Der Häftlinge Arme müd, vom Jubel ergriffen, rückten am Gitter,
Urtief fuhr Hoffens Wind vor der Erden und Geister Gewitter.

Neig dich den Rosen! Vom Strahl deiner Blicke verjagt, ein Falter aus höheren Zonen,
Gaukelt das Lächeln von ihnen dahin, auf den Lippen dir sachte zu wohnen!

Und siehe, verdeckt im Gefild, da seltsame Schauer den Umkreis durchqueren,
Schreitet der Schnitter einher, doch der Sense Glanz spielt auf den Ähren.

Aus dem Tschechischen von Rudolf Fuchs.

LESEBUCH.

Aus dem von Kurt Hiller herausgegebenen Jahrbuch für geistige Politik „Das Ziel", Jahrgang III, dessen 1. Halbband demnächst erscheint. (Verlag Kurt Wolff, Leipzig).

Rudolf Leonhard:

ENDKAMPF DER WAFFENGEGNER!

Nur von einer der vielen Schießereien, die ich in der „Spartakuswoche" ansah — weit und breit war kein Spartakist zu sehen — war ein Grund erkennbar: zwei Männer hatten einem Soldaten das Gewehr von der Schulter gerissen. Vom Standpunkte der Regierung konnte diese reale Handlung wie eine Inkorrektheit aussehen; vom Standpunkte der noch immer und immer opponierenden Menschlichkeit scheint diese symbolische Handlung in hohem Grade und in tiefem Sinne gerechtfertigt.

Nur müßte sie für uns auch real werden, unsymbolisch; nur müßte dieser Kampf gegen den sinnlosesten Mechanismus erbarmungslos geführt werden, ohne Rücksicht, auch ohne Rücksicht auf den Zufall, wer diese Waffe trägt. Es gibt keine Neutralität, wenn es Gerechtigkeit gibt, und von zwei kämpfenden Parteien ist mir immer eine lieber; aber beider Parteien Gewehre hasse ich gleichmäßig mit gleicher Inbrunst. Wir dürfen das Gewehr nicht nach dem Träger fragen — da ist freilich einer gerechter als der andre —, sondern nach dem Getroffnen: und da schmerzt, da blutet, da tränt und wimmert und tötet das eine aufgerißne Herz wie das andre. Und danach sollen wir den Waffenträger fragen.

Wir sind gegen den Machtdünkel einer Partei, die übermütig schießt; wir sind mit größerer Sympathie, aber gleicher Entschiedenheit gegen den Ohnmachtdünkel der andern, die verbissen tötet.

Dem Pack auf allen Seiten möge man und soll man, wenn es nicht mehr anders geht, einen heilsamen „Schrecken" einjagen: wir sind also gar nicht gegen den „Terror" (im Wortverstand), den Geist ausübt mit Mitteln des Geistes; aber wir sind gegen die ungeistigen, die falschen, die brutalen Mittel des Terrors. Wir lassen die „Überzeugungskraft" zusammengescharter Leiber noch hingehen, wenn sie

ungewaffnet sind; wir haben alles Verständnis für die schließlich auch terroristische Macht eines suggestiv gewaltigen Blicks, das Hervorlodern einer für Argumentation zu ungeduldigen Seele aus einem Auge — aber wir sind unter allen Umständen gegen den Unsinn der bewaffneten Hand, und wir bleiben bei dieser Feindschaft. Waffe — ist Bekenntnis der Ohnmacht, Eingeständnis der Dummheit.

Wir wissen bessere Mittel; und wir glauben, daß sie besser taugen: ich lasse mir den Glauben nicht rauben, daß, hätten auf der einen Seite zehn Divisionen in plötzlichem Entschluß, in heiliger Überzeugung die Gewehre weggestellt, die Truppen der „Feinde" nicht nachgerückt — oder doch nicht feindlich nachgerückt wären. Man mache mir hier keine empirischen Einwände: es ist eben noch nicht geschehen, daß in der Vollkraft eine Partei die Waffen niederlegte; der Menschlichkeit und des Rechtes entsann sich nur, wer es nötig hatte: fragt die plötzliche Menge deutscher Anhänger des Wilsonfriedens. Und auch mit den heiligen Dingen gilt es einmal anzufangen: eine Partei hätte versuchen müssen, ohne Not die Waffen niederzulegen, auf die Gefahr hin, anfängliches Unrecht zu erfahren; — Vertrauen zum Menschen ist es ja grade, dessen Notwendigkeit und Recht wir behaupten. Wir sind dabei, Psychologie zu treiben, und man wird uns jetzt den Optimismus unsrer Psychologie vorwerfen: aber alle psychologische Arbeit ist Erschließung der Regungen fremder Seele aus den von der eignen her bekannten Zeichen und Voraussetzung der unsrer Seele bekannten Abläufe und Zustände in der gleich menschlichen, — und wir wissen aus dem intensiven Erlebnis feindseliger Situationen: Waffenlosigkeit ist ein besserer Schutz und Schirm als Brustschilde und Stahlhelme. Gewiß, Ihr Gegner dieses Glaubens, unsre Voraussetzung heißt: „Der Mensch ist gut" — aber, da es auf Potenzialität und nicht auf Aktualität (obwohl wir sogar an diese glauben) für die Utopie ankommt, so genügt es, daß wir gute Menschen kennen: das Leben Franz von Assisis genügt, diesen Satz zu berechtigen — und daß wir, die wir doch Menschen sind, in unsrer Seele die Gewalt der Waffenlosen erfahren haben. Auch rufen wir noch nicht einmal so sehr Güte an wie Scham — und diese Scham ist es, welche die alten Gesetze der Unantastbarkeit der Parlamentäre auch halten läßt, diese Scham, die grade der Starke und an Gewalt Überlegene, die vielleicht sogar manches starke Tier hat. Diese Scham bewirkt, daß ein weißes Tuch fester als ein rotes ist.

Alarm! Gegen die Waffe! Wie dieses Wort „Alarm" zum Aufrufe geworden ist aus mechanischem Signal, so heiße es nie mehr: „Zu den Waffen!" — nur dies gelte noch: „Gegen die Waffe".

Und nicht einmal gegen die Waffe gelte es „zu den Waffen!“ Dies ist das schwerste, freilich; aber ich lasse mir den Glauben nicht rauben, daß die Revolution gegen die Waffe, daß die letzte, beste Revolution dadurch geschehen wird, daß die ungeheure Tatsache „Alle“ sich in gleichem Schritt zu einer Phalanx zusammenschließt, vor der die Reste alten Irrglaubens zerstieben.

Alarm! Wir rufen auf! „Kampf gegen die Waffe!“ Vorwärts! Wir greifen an mit dem weißen Tuch.

MEMENTO.

Eine neue Rubrik der Weißen Blätter, gewidmet denjenigen, die „nichts mehr davon hören wollen", denen, die es erlebt haben und nicht vergessen können.

Leo H. Wolf:

TOD.

„Und sterben? — Seien wir nur redlich gegen uns: wir sind in Wahrheit Aristokraten des Lebens und sehen spöttisch-mitleidig auf den, dem das Sterben passiert, eben doch herab wie auf eine Art von Lump."
(Fr. Th. Vischer)

In der Ekstase des Ereignisses von Grauen, Lust und Wut aufgewühlt, sprang der Offizier aus dem Graben den Angreifern entgegen, seine Leute ihm nach.

Er fiel — sprang auf. Fiel. Stand wieder. Die letzte Handgranate ihnen entgegen. Hoch den Morgenstern. Hinein — Hurrah!

Ein Gewehrkolben streifte Kopf und Schulter, er tauchte unter und war verschollen.

Seinen Leuten verflog der Rausch. Sie sahen plötzlich Anzahl und Fremdartigkeit derer, die gekommen waren, ihnen den Tod zu bringen. Sinnloses Grauen trieb sie in Flucht in den eigenen Graben zurück. Erst hier standen sie wieder.

Lärmendes Klappern der Maschinengewehre, Krachen der Handgranaten-Explosionen und Knattern der Gewehranschläge überdröhnte das in Todesnot klopfende Herz.

Sie gewannen Ruhe und hielten den Graben. Bereits hatten sie einen neuen Führer. —

Als der, der es einst gewesen, erwachte, war es am Dunkelwerden.

Granaten flogen mit vertrautem Heulen über ihn hin nach beiden Fronten. Ringsum sprangen Feuer in grauweißen Wölkchen. Ausbläser bohrten sich mit Mißgetön in die Erde, gelöste Zünder verheulten höllisch im Bogen. Oft standen riesige dunkle Wolken-

wände da wie aus der Erde gewachsen. Ein Krachen dröhnte auf, breit und unverschämt. Granatsplitter und Erdklümpchen rauschten. Maschinengewehrrasseln überrollte das Gewehrfeuer. Geschosse, fast fühlbar als Masse, pfiffen, summten, schwirrten, ächzten und klagten herzzerreißend.

Er lag in guter Deckung in einem Granatloch, aber in Unruhe. Er fühlte mit wachsender, noch beherrschter Beklommenheit das Entsetzen des Gebrochenseins ihn angrinsen. Er ahnte tausend neue Gefahren.

Seine Blicke suchten mit Sehnsuchtstrieb Licht. Aber wie er, sich anhebend ins verblassende Abendrot starrte — tauchten Schatten darin auf, unheimlich aus dem Wesenlosen. Ächzend sank er zurück und fuhr mit der Hand über die Augen. Da war kein Blutschleier. Und doch wurde es ruckweise dunkel, als verzucke das Licht unter der Mörderhand von Schlagschatten. Abgeschnürt, abgewürgt.

Luft, Luft: Er riß den Rock auf, das Hemd. Er griff in Blut. Überall warmes Blut. *Sein* Blut.

Angstaufgewühlt verklebte und verband er trotz der wahnsinnigen Schmerzen, die jede Bewegung im ganzen Organismus auslöste. In furchtgesteigertem, übergroßem Verantwortungsgefühl gegen sich selbst suchte er ringsum Tote und Scheintote ab und verbrauchte ihr Verbandzeug für sich.

Immer, überall fand das Blut einen Weg. Eine Schwäche überkam ihn mit Tränen hilfloser Wut.

Er fühlte deutlich, daß er hier im Granatloch verbluten sollte, einfach als einer von Hunderten, die heute verzuckend und verröchelnd ihr Schicksal auf nachtfeuchtem Boden erfüllten. Ein Schicksal, erhaben und christushaft, mit jener uneingestandenen eklen Heuchelei des Lebenden, des Fernstehenden gesehen. Nun aber gefühlt als ein Schicksal von satanischer Gleichgültigkeit, ein Schicksal von unendlicher Gemeinheit.

Auf beiden Seiten kämpften sie weiter. Ohne ihn. Vermißten ihn nicht. Hohnlachten, daß sie lebten. Er glaubte, ihr Jauchzen zu hören. Jauchzen von Millionen, die zusammenhielten. Er aber war aus dem Rahmen gefallen. Unbemerkt. Am wenigsten betrauert, gerade während er starb.

Er fluchte laut auf. Wieder begann die verzweifelt hastende Arbeit der zitternden Hand. Aber nicht vermochte das auf die Dauer von der würgenden Angst, von der Einstellung der aufgeregten Sinne auf den herannahenden Tod abzulenken.

Der Kampf war abgeflaut. Geräusche verrieten dem Todwunden, daß alles noch Lebende sich zur eigenen Linie schob, in

Anpassung jener Momente, wo das Verlöschen von Leuchtraketen an gewissen Stellen vorübergehend Dunkel schuf. Er fühlte mehr, als er sich dessen bewußt ward, das heimlich erwachende Leben ringsum. Auch er versuchte zu kriechen. Nur zentimeterweise. Nur in großen Zeitpausen. Aber das Blut strömte stärker, er besaß keine Kräfte mehr.

Eines durchaus beherrschte ihn. Hinüberkommen, hier oder dort, gleich. Nur unter lebende Menschen! Wunsch und Wille wuchsen über seinen Verstand, er begann kläglich und jämmerlich zu bitten, man solle ihn doch um Gotteswillen retten.

Flüche waren die Antwort, Aufflackern zahlloser Raketen und wüstes Schießen.

Alarm war überall. Verwundete und Sterbende erhoben Rufe. Man solle nicht schießen, sie wären ja schon verwundet. Und mancher, den wohl zum zweiten und öfter ein Schuß traf, schrie gellend auf. Ein großes Jammern war von denen, die in der Not des Todeskampfes sich wälzten. Die Gesunden aber in den Grabenreihen zu beiden Seiten schossen blindlings im Grauen vor herankriechendem Tod dahin, wo Bewegung war.

Befremdlich, anekelnd war dem hilflos Liegenden dies Schauspiel bodenloser Kläglichkeit. Er fühlte heiße Scham, in solcher Tiefe zu sein. Er rief nicht mehr, er wollte sich überzeugen, daß das menschliche Leben keiner Klage wert sei. Er ging die Reihen philosophischer und religiöser Systeme durch, so viele ihm bewußt waren. Aber keines hielt Stand vor jenen dürftigen lebensbewußten Erinnerungen, die seine Jugend ans Dasein fesselten. Er saß am Familientisch, und seine Mutter sah liebevoll auf ihn und bat ihn immer und immer wieder, zu essen von seinem Leibgericht. Er hielt ein Mädchen im Arm. Abendwind rauschte in Zweigen, zwei feuchte Augen klammerten sich an sein Gesicht. — Mondschein war ringsum. Ein Freund diskutierte mit ihm die letzten Probleme — letzten Probleme —. Er schrie laut auf. Kalt war ihm, entsetzlich kalt. Wie lag er nun da nach so reichem Leben. Ein zu Tode gequältes, einsam verendendes Tier!

Die Vision eines angefaulten Körpers, wie er viele gesehen hatte, drängte sich auf. Zerfließend, in Fäulnis stinkend, madenüberkrochen, fliegenumschwärmt sah er sich selbst.

Wieder schrie er in Wahnsinn und Grauen und befreite sich damit etwas. Mitleid mit sich selbst erfaßte ihn. Nie beachtete Einzelheiten seines Lebens entrollen sich in tausend glückatmenden Bildern.

„Du Stolz", sagte er, „Hier liegst du, gelöst von allen Beziehungen. Eine große Trauer wirst du sein zuhaus, ein Traum und

eine unendliche Sehnsucht. Einen Mythos werden sie weben um dich, liebende Herzen – indes du hier zum Himmel stinkst, ein Greuel, eine stumme Anklage, die man flieht. Wird morgen ein Angriff über dich gehen? Und werden sie dich benutzen als Kugelfang, wie du selbst es einst getan hast mit anderen? Es waren ja nur Schwarze damals, freilich, nur Schwarze . . – Nur? . .

Verflucht Ihr, grausame Kaste der Protzigen, der Reichen am Leben! Wie sie ihr Dasein ausschreien da draußen! *Ein* Gemeinsames, Freund und Feind. *Ein* Feindseliges gegenüber ihm, dem Todgeweihten. O Volk, mein Volk, warum hast du mich verraten!"

Unendlicher Gram fraß an ihm. Er hatte gesündigt wider den heiligen Geist des „Ich". Nun kam die Reue zu spät. Wo war der Rausch von Todesverachtung, von Aufopferungsfähigkeit und Betätigungsdrang, der ihn aus dem relativ sicheren Graben dem Feinde entgegengeworfen hatte? Wo war das großartige Offiziers-Selbstbewußtsein, das Verantwortungsgefühl, wo war die große, die leitende Idee?

„Ich muß noch leben, ich hab noch zu tun" hörte er sich sprechen. Eine heiße Welle ging über sein Gehirn. Etwas Eisiges griff an sein Herz. Namenloses Grauen faßte ihn, da er seinen Körper nicht mehr beherrschen konnte.

Er fühlte sich selbst fremd werden. „Ist dies der Tod?", dachte er und hing seinen fragenden Blick starr an eine steigende Leuchtrakete als dem Stern des Heils. Da sie erst aufzustrahlen begann, schien sie ihm bereits dunkel zu werden.

Die Schatten aber, die ihr Erlöschen umtanzten, umschatteten mildtätig auch ihn.

Sein Kopf war hintenüber tief eingewühlt im Krampf, und schwer war alles an ihm wie die Erde, in die zu verschmelzen er monatelang Zeit hatte in der ungestörten Ruhe des kreuzlosen Friedhofs, des Grauens, des Niemandslandes.

DAS WEISSE BRETT.

In Paris hat sich die erste große *Vereinigung der Geistigen* konstituiert unter dem Namen

„CLARTÉ".

Im Auftrag des Gründungskomitees setzt *Henri Barbusse* die Ziele der Gruppe mit folgenden Worten auseinander:

Eine Anzahl von Schriftstellern und Künstlern, in Erfüllung der glühenden Wünsche von einigen unter ihnen, in Erfüllung ihrer großen Erzieher- und Führerpflicht, haben den Entschluß gefaßt, sich zu einer Gruppe zusammenzuschließen, um sich einer sozialen Aufgabe zu widmen.

Eine glänzende Auslese von Schriftstellern ist es, die mir den ehrenvollen Auftrag erteilt haben, ihren Entschluß bekannt zu machen, und mit großer Freude und Bewegung ergreife ich in ihrem Namen das Wort. Ihre Verbindung repräsentiert eine beträchtliche moralische Kraft, ihre Werke sichern ihnen zahllose aufmerksame Freunde; groß und erregend ist der Einfluß, den sie in den Dienst der Idee stellen können.

Wenn sie sich nun Seite an Seite in die Reihe stellen, geben sie nichts von der Unabhängigkeit ihres Denkens auf, nichts von ihrer literarischen Persönlichkeit, von ihren künstlerischen Temperamenten, die in ihrer Verschiedenheit so schön sind. Sie sind einig über die wesentlichen Grundlagen einer klaren und eindeutigen Lehre: der Lehre von der Befreiung des Menschen.

Gemeinsam ist ihnen die Ehrfurcht vor dem Leben, der Glaube an die Gerechtigkeit. Sie glauben, daß die Hingabe an die edelsten moralischen Ideen und an die selbstverständlichsten Wahrheiten sich deckt mit der Hingabe für alle Unterdrückten, alle Armen, alle Menschen. Sie glauben, daß aller Fortschritt wie aller Irrschritt einander hält, einander bedingt ohne Ende, und daß weit sehen soviel heißt, wie recht sehen. Sie haben keine Furcht, den Ereignissen oder den Ideen ins Gesicht zu sehen, um sie zu prüfen und bis in die letzten Konsequenzen zu führen; sie haben keine Furcht, weder vor Kühnheiten des Verstandes, noch vor dem Ungestüm der Wahrheit.

Der neue Geist der Befreiung, der Unbotmäßigkeit gegen alte barbarische Gesetze, der die ganze Erde durchzittert und aufwühlt, die sichere und tiefe Bewegung des Volkes, die aufsteigt, um eines Tages zu herrschen und das Antlitz der Gesellschaft zu wandeln, sie sind von den Denkern geschaffen. Die geistigen Arbeiter wollen, wie es ihre Pflicht ist, ihr Teil am Werke dieser endgültigen Wiedergeburt der Menschheit haben, von der man alles erwarten darf, denn sie ist einfach und gerecht. Sie ist da und dort noch nicht mehr als ein schönes Aufleuchten oder ein großes Atemholen; sie ist noch an vielen Punkten der Welt inmitten ihres Grollens von Zorn und Revolte verdunkelt, verfolgt oder fanatisiert, einem grausigen Auf und Ab von Exzeß und Rückschlag ausgesetzt. Die Intellektuellen wollen nun, nachdem sie einander erkannt und sich brüderlich verbündet und ihre gestern noch zerstreuten Bestrebungen vereinigt haben, gemeinsam sich an alle Lebenden wenden, um sie zu ermutigen, zu belehren, zu verteidigen und zu vereinen, um eine bessere Zukunft aufzubauen, mit ihnen und für sie.

Sie wissen, daß der vollständige demokratische Fortschritt künftig das einzige Bleibende ist. Der Krieg hat den Abgrund aufgezeigt, dem wir entgegengingen und noch entgegengehen. Die alten Prinzipien der Unterdrückung, der Autokratie, der Privilegien und des Imperialismus — die nur durch das Geld zu halten waren — haben den Beweis ihrer Bösartigkeit gegeben; sie werden morgen den Beweis ihrer Ohnmacht liefern, mit ihrer verschieblichen Moral, die sich dem Appetit anpaßt, ihrem Recht, das sich biegt wie eine Klinge, ihrer Kurzsichtigkeit und Verkennung der Zukunft. Früher oder später erzeugen dieselben Ursachen dieselben Wirkungen, ungeachtet aller Verstellung der Worte und Dinge. Es ist eine Frage auf Tod oder Leben für das Menschengeschlecht, wie sich der Kampf entscheidet, der zwischen der neuen Ordnung und den Mächten der Vergangenheit unaufhaltsam entbrannt ist.

In diesen Kampf für die gerechte und glanzvolle Zukunft, von dem kein Mitbürger und besonders kein Künstler unberührt bleiben kann, tragen unsere Kameraden — bisher vereinzelte Vorposten oder abgesonderte Beobachter — mit einem Schlage ihr ganzes Gefühl und ihre ganze Tatkraft.

Das ist nicht alles. Diener der republikanischen Idee in all ihrer tiefen menschlichen Güte und in ihrer ganzen Weltenweite, nehmen die französischen Schriftsteller, die sich heute sammeln, an, daß sie den Wettbewerb der Schriftsteller und Denker anderer Länder nötig haben; sie bieten ihnen die Hand und rufen die Internationale des Gedankens aus, parallel zur Internationale der Völker.

So handelnd sind sie patriotischer als die Chauvinisten. Als die wirklichen Vertreter eines Teils des nationalen Genies, zu dessen Glanz viele von ihnen beigetragen haben und das überdies von jeher edlen Unternehmungen gedient hat, wissen sie, daß das Wohl eines jeden — des Einzelnen wie des Volkes — vom Wohle aller abhängig ist. Der ehrt sein Land, der schreit, daß die Sache der Leidenden, der Aufgeopferten sich nicht in geographische Grenzlinien einsperren läßt, daß die Wahrheit weder Umfang noch Grenze hat. Die Gerechtigkeit täuscht nirgendwo, und das Ideal wird schöner durch die Erweiterung.

Dies ist das Wesen der Idee, welches den Bund bestimmt, den die Schriftsteller der neuen Gruppe besiegelt haben. Zur rechten Stunde erfüllen diese geistigen Arbeiter ihre Verbindlichkeit gegen sich selbst und gegen die andern. Es gibt eine moralische Verpflichtung, der niemand sich entziehen kann. Die Liga, die Familie der freien Geister, die das gemeine Wohl verstehen und lieben, ist künftig gegründet. Die Wache des Gedankens ist in Permanenz erklärt. Lehre und Beispiel nimmt sie von dem über alles bewunderten und ehrwürdigsten Meister der französischen Literatur: Anatole France.

Sie wird, getrieben von den großen Ereignissen, unaufhörlich wachsen an neuem Willen zum Guten. Wir rufen freundschaftlich alle unsere Kameraden an unsere Seite.

Für ihre Gruppe ebenso wie für die Zeitschrift, die deren erstes Organ sein wird, haben die Mitglieder den Titel „Clarté" gewählt, um zu bezeichnen, daß die Mission, die sie auf sich genommen haben, darin besteht, Vorurteile zu besiegen, die zu leicht bewahrten Irrtümer und besonders die Dummheit — die die Menschen von einander trennen und absondern, und bis jetzt geduldet haben, sie blind gegen einander zu werfen.

Das Volk, das sich mit furchtbarer Macht erhebt, braucht niemanden mehr, um seine Ketten abzuschütteln. Die Bewegung, an deren Spitze wir uns entschlossen gestellt haben, erfüllt sich ohne uns. Die Demokratie ist unbesiegbar. Aber diese schicksalsschwere Auferstehung des Menschengeschlechtes wird sich in einer ruhigeren und schönern Form entfalten, wenn sie geklärt wird durch Auserwählte, und die Welt bevölkert ist von erleuchteten Gewissen und solchen, die guten Willens sind.

Als Mitglieder haben sich jetzt einschreiben lassen u a.: Anatole France, Charles Richet, Charles Gide, Séverine, C. Séailles, Lucien Descaves, Romain Rolland, Victor Margueritte, Antoine, Gémier,

Georges Duhamel, Vaillant-Couturier, Henry Bataille, Gustave Geffroy, Rosny ainé, Madame Curie, Victor Basch, Ch. Rappaport, Jules Romains, Georges Pisch, Paul Signac, Pierre Hamp, Ch. Paix-Séailles, Dr. Toulouse, Reymond Lefebvre, Jacques Mesnil, Pawloski, Steinlen, Léon Werth, Frantz Jourdain, Laurent Tailhade, Han Ryner, A. Charpentier, Henry Marx, Guy de La Battut, Guillot de Saix, Drieux La Rochelle, Noel Garnier, Tristan Bernard, Ernest-Charles, Paul Brulat, Maurice Deléfine, Amédée Danois.

Sekretär der Gruppe ist Victor Cyril, von dem im Maiheft der Weißen Blätter der Aufruf „Sammlung" gestanden hat.

Nähere Auskünfte, besonders über die Zusammenarbeit der ähnlichen Gruppen in den verschiedenen Ländern erteilt, bis zur Gründung eines deutschen Sekretariats, der Herausgeber der Weißen Blätter (Uttwil a. Bodensee, Schweiz).

Alfred H. Fried gibt in kurzer Zeit ein Werk heraus: „Der Weltprotest gegen den Versailler Frieden." Es enthält Stimmen aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Spanien, Belgien, Tschechoslowakien, der Schweiz, China und anderen Ländern: Artikel hervorragender Persönlichkeiten, Äußerungen bekannter Politiker und Journalisten, die Stellungnahme großer Zeitungen, die Resolutionen von Parteien und Gruppen, Kundgebungen nationaler und internationaler Korporationen und Kongresse. Nichts von Deutschen, nur von Angehörigen feindlicher Staaten und Neutralen.

*

Derselbe H. Fried, gestern noch ein „Landesverräter", ist als einer der ersten in der „Neuen Züricher Zeitung" gegen die Friedensbedingungen der Entente aufgetreten, mit ihm *Alexander H. Fernau* und *Professor Förster*. Dr. Wilhelm *Muehlon* hat sich in einem Interview gegen die Unterzeichnung ausgesprochen.

*

Dies alles sei nur Papier? Dann sollte, was die vielberufenen deutschen Pazifisten in der Schweiz während des Krieges geschrieben haben, auch nur als Papier bewertet werden. Jedenfalls, so will mir scheinen, ist es vom dauerhafterem Stoff und wiegt es schwerer als das in Versailles überreichte Papier, zumal als das deutsche, das leider nur zur Hälfte von denselben Pazifisten oder Landesverrätern („Wie es Euch gefällt") abgeschrieben ist.

Zu spät? Ja, zu spät beruft die imperialistische Kanaille sich auf Wilson, den die Teilnahme am Krieg naturgemäß abgenützt hat. Hättet Ihr, als er es Euch anbot, mit ihm den Frieden geschlossen! Nun seht aber die entwaffneten Derwische des Hasses, wie sie, mit Schaum vor dem Mund, nach einem weichen Frieden für sich heulen. Seht nur! Seht die Kavaliere, die das deutsche Roß lieber zuschanden ritten, als ihm Zaum und Sattelzeug, die „gottgewollten", abzunehmen, ihm (nicht sich!) eher den Hals brachen, als das Rennen rechtzeitig, nämlich vor dem letzten „Hauch von Mann und Roß" aufzugeben. Keine Selbtmordepidemie bricht unter ihnen aus, kein einziger zieht vielleicht zum ersten mal seit Ausbruch des Krieges, den Degen, um ihn sich („Lieber tot als Sklav'") in den Leib zu rennen. Sie sind, sehr lebendig, dabei, die Treppen zu erklettern, die sie im November unversehens hinunter geflogen sind, und weit entfernt, zu kommen wie der Dieb in der Nacht, vollführen sie einen beträchtlichen Spektakel.

Geschlagene Sieger, haben sie, auf eine unvorhergesehene Art, trotzdem Recht behalten. In Versailles erkennen sie sich auf Auge und Zahn, und am Tag des Spiegelsaales werden sie unter sich und ihresgleichen in aller Welt Victoria schießen mit Champagnerflaschen, Ultima ratio solcher Besiegten, in Erwartung des Tages, wo sie vom Passivum des Verbums »Siegens" ins Aktivum hinüberwechseln.

Vielleicht platzen sie vor Schadenfreude. Vielleicht erledigt sie der rote Strich durch den Gesamtvertrag der bürgerlichen Gesellschaft, den viele schon für morgen erwarten. .

Gewiß scheint mir nur, daß der Schrecken noch lange nicht sein Ende findet, weil das Feuer, das im Kreis läuft, nicht eher erlöschen kann, als bis es seine ganze Bahn abgebrannt hat. Und die ist weit! So weit wie die Welt und das Herz der Menschen, die auf ihr leben.

*

Welch ein prachtvolles Heft der *„Fackel"*, das den Nachruf des Karl Kraus auf den Krieg enthält (Nr. 501 — 507.)! Hier die allerletzten Worte: „Von feigen Philistern, die kein Blut sehen können, ist es in Strömen vergossen worden. Es stehe auf gegen sie, es erstarre zum Riesenfanal dieser Nacht, und es erschlage sie im Schlaf, so sie wieder an der Speckseite ihrer Hausehre liegen! Wenn Menschen vergessen können, nie vergißt die Natur, was ihr in diesem Slavenaufstand angetan ward, und bis zum jüngsten Tag töne, dem Gebot des Faustischen Generallissimus zur Antwort, der Racheschrei der Kraniche des Ibikus für Reiher und Menschheit über Pygmäen:

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Ängstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Ächzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertötet,
See von ihrem Blut gerötet!
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser-Feebauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Blut,
Ewige Feindschaft dieser Brut!

Es war ein Traum. Wir waren auf Walpurgis zwischen Sautanz und Totentanz. Kinodramatisch mit viel Blut und Walzer ging es zu. Wir saßen in einem ungeheizten Saal. Wir wurden durch das Ende entschädigt. Und wie da, nachdem schon alles verpulvert war, ein gewaltiger Fall geschah, hörte man in atemloser Stille eine Stimme aus der vordersten Reihe nur ein Wort rufen, aber mit einem Ton, in dem alle Qualität der Leere dumpf zu Boden schlug, das große Wort des Nachrufs aller Nachrufe: Bumsti!.. Phorkyas aber richtet sich riesenhaft auf, tritt von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Marschallstab zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nötig wäre, im Epilog das Stück zu kommentieren.

KUNSTBÜCHER

des VERLAGS PAUL CASSIRER in Berlin

Die holländischen Radierer vor Rembrandt von LUDWIG BURCHARD. Mit beschreibenden Verzeichnissen und biographischen Übersichten. Zweite vermehrte Ausgabe. 7,50 M., geb. 9,— M.

Das Erlernen der Malerei von LOVIS CORINTH. Ein Handbuch. Zweite durchges. und verm. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. 10 M., geb. 12,50 M.

Das graphische Werk von Hermann Struck. Mit 4 Originalradierungen und zahlr. Abb. im Text von ARNOLD FORTLAGE und KARL SCHWARZ. 10 M. Vorzugsausgabe: 50 num. Expl. auf Strathmore-Japan und von Hermann Struck handschr. signiert. In weißes Leder geb. 30 M.

Vincent van Gogh: Briefe an seinen Bruder. Zusammengestellt von seiner Schwägerin I. VAN GOGH-BONGER. Ins Deutsche übertragen von Leo Klein-Diepold. Zwei Bände. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen des Künstlers. In Halbleinen gebunden 50 M. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in schwarzem Leder gebunden 180 M.

Johann C. Wilck. Ein Maler des deutschen Empire von ALFRED GOLD. 3,50 M. In Halbpergament gebunden 5 M.

Die Wirklichkeit und ihr künstlerisches Abbild von Dr. ALFRED GUTTMANN. Mit vielen teilweise farbigen Abbildungen. 5 M., geb. 6 M.

Der Platanenhain. Ein Monumentalwerk Bernhard Hoetgers von HANS HILDEBRAND. Mit 21 ganzseitigen Abbildungen im Text. 2,50 M.

Max Beckmann von HANS KAISER. Mit zahlreichen Abbildungen und 28 Tafeln, geb. 6 M.

Bildwerke von GEORG KOLBE. 35 Tafeln, geb. 10 M.

XXV Zeichnungen in Lichtdruck von MAX LIEBERMANN. In einer Leinenmappe mit aufgedruckter Zeichnung. 100 M.

Fünf Aufsätze von ANTON MAYER. Mit 12 Tafeln 3,50 M. In Halbpergament geb. 5 M.

Der Gefühlsausdruck in der bildenden Kunst von ANTON MAYER. Mit 14 Abbildungen, 3,50 M. In Halbpergament geb. 5 M.

Die Kunst des Radierens von HERMANN STRUCK. Dritte Auflage. z. Z. im Druck.

Aus der Welt Ferdinand Hodlers. Sein Werdegang auf Grund der Sommerausstellung 1917 im Züricher Kunsthaus von ARTHUR WEESE. Mit 17 Abbildungen, geb. 6,50 M.

SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN

Soeben erschienen:

DER ADLERPROZESS
Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht. Die Verhandlungen vor dem § 14-Gericht am 18. und 19. Mai 1917 nach dem stenographischen Protokoll.
(Von Friedrich Adler durchgesehene und autorisierte Ausgabe)
Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—

LUWDIG BAUER
Der Kampf um den Frieden . . . . . M. 6.—

EDUARD BERNSTEIN
Völkerbund oder Staatenbund.
Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept zu dauernder Gesundung . . . . . M. 1.50

KURT EISNER
Gesammelte Schriften. 2 Bde. Geh. M. 28.—, geb. M. 34.—

DIMITRY GAWRONSKY
Die Bilanz des russischen Bolschewismus.
Auf Grund authentischer Quellen dargestellt . . . . M. 2.50

KARL KAUTSKY
Demokratie oder Diktatur?
Ein Katechismus der Sozialdemokratie . . . . . M. 2.—

Habsburgs Glück und Ende.
Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der Revolution in der alten Donaumonarchie . . . . . M. 3.—

GUSTAV LANDAUER
Aufruf zum Sozialismus . . . . . M. 6.—

Rechenschaft.
Der Führer zum Geist der Zukunft. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—

RICHARD SEIDEL
Klassenarmee und Volkswehr.
Für freies Menschentum im Heere . . . . . M. 3.50

HEINRICH STROEBEL
Die erste Milliarde der zweiten Billion.
Die Gesellschaft der Zukunft . . Geh. M. 10.—, geb. M. 12.50

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN